Bedingungen. Broughton

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		[illegible] ₰
Für ein Vierteljahr		[illegible] ₰
Für einen Monat		[illegible] ₰
Tagweise für einen Band		[illegible] ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgen[illegible] ver-dorben oder beschädigt zurückbringt, ist [illegible] den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen[illegible]

Bei Umtausch der Bücher bitten w[illegible]lichst große Anzahl von Nummern aufzuzeic[illegible] den Wünschen um so sicherer entsprochen n[illegible], da bei der starken Benutzung nicht alle [illegible]äthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt [illegible]nt.

Die Bibliothek ist geöffnet: **mor[illegible]8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr**[illegible] und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. [illegible] **Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend g[illegible] Bücher der Schonung wegen beim Lesen nich[illegible]n oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche [illegible]hek

(Schöppi[illegible]

Maximiliansplatz (I[illegible]ro. 16.

Broughton, Esther.

Esther.

(Red as a rose is she)

Roman

von

Miß Rhoda Broughton.

Aus dem Englischen von Julie Dohmke.

„Dem rothen Röslein gleicht mein Lieb'
Im Junimond erblüht!"

Burns.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther
1875

Erstes Kapitel.

Wart ihr jemals in Wales? Ich richte diese Frage durchaus nicht an irgend eine bestimmte Person, sondern einfach an das große Publikum oder — besser gesagt — an den- oder diejenigen, die weise genug sind, sich hinzusetzen, um folgende wahre und rührende Liebesgeschichte zu lesen — wahr wie die Geschichte vom schlimmen Abälard und seiner Heloise, rührend wie die von dem guten Paul und seiner Virginia. Es ist möglich, daß die Zahl dieser Weisen eine sehr kleine, vielleicht nach Zehnern oder gar nach Einern zu berechnen ist: denn darüber bin ich mir völlig klar, sie werden nicht den Kern der Nation bilden. Mag ich auch mein Erzählertalent noch so hoch schätzen, mag mir die gütige Vorsehung auch eine bedeutende Portion von Selbstbewußtsein verliehen haben, so kann

ich mir darüber doch keine Illusionen machen, da ich weiß, daß die einzigen Bücher, die sich einer weiten Verbreitung erfreuen, das rothgebundene Reisehandbuch von Bradshaw und das Gebetbuch sind. Da ich nun meinen Leser weder über Eisenbahnzüge noch über Religion zu instruiren gesonnen bin, so muß ich mich wohl dazu verstehen, einer sehr begrenzten Versammlung mein „einfach Liedchen" vorzusingen, und ich werde mich glücklich preisen, wenn meine lieben Zuhörer mich nicht auspfeifen, ehe ich geendet habe.

Wart ihr je in Wales? Wenn euch der Weg nach jenem grünen, hübschen, leider auch schmutzigen Lande geführt hat, das man Irland nennt, so habt ihr ohne Zweifel einen Theil davon durchflogen. Wahrscheinlich aber waren eure Augen dann so voll von Schmutz, Staub und Asche — ihr hattet so viel zu husten, zu reiben und euch der raschen Bewegung zu erfreuen, daß ihr gänzlich unfähig wart, die Schönheit der Gegend, die angenehmen Töne oder guten Gerüche, die euch unter glücklicheren Umständen nicht entgangen wären, zu bemerken. Vielleicht habt ihr die süße Gewohnheit, jeden Sommer eure lieben Sprößlinge mit nach Irland zu nehmen, wo auf den stolzen Höhen oder auf den sandigen Dünen die scharfe, frische Luft die dicken, bleichen Wangen mit gesunden Rosen

schmücken soll. Vielleicht habt ihr eine sentimentale Hochzeitsreise nach Llanberis unternommen auf dem Verdeck einer schwer beladenen Kutsche, die sich auf der holperigen Landstraße höchst unsicher um die Ecken bewegte und die holde Angelina an deiner Seite bedeutend zum Schwanken brachte. Vielleicht weintest du mit Angelina an dem Grabe des Märtyrers Gelert oder ihr verzehrtet mit Wonne die köstlichen Forellen in Capel Curig und du sahst mit Staunen, welch gesegneten Appetit deine göttliche Angelina hatte. Aber habt ihr jemals in dem Lande Wales selbst gewohnt? Kennt ihr diesen kräftigen, fast beständig betrunkenen Menschenschlag? Saht ihr die kymrischen Schönen, die im dreißigsten Jahre schon alten Hexen gleichen? Habt ihr jemals die traurige, bittere Wahrheit aus Erfahrung kennen gelernt, welche das Verschen besagt:

Taffy war ein Welshmann,
Taffy war ein Dieb?

Ich habe in Wales gelebt, deshalb kann ich als Autorität darüber sprechen; und was mich betrifft, so glaube ich durchaus nicht daran, daß Taffy das achte Gebot öfter verletzt als das gemeine Volk anderer Gegenden. Taffy ist durchaus kein sehr erleuchteter Jüngling, er ist — meines Wissens — eigentlich nur

vollständig glücklich, wenn er betrunken ist oder wenn er laut brüllend Psalmen absingt; er wird euch auch eine Menge Lügen aufbinden, ohne sie jedoch mit dem scharfen Witz zu würzen, den der Irländer immer bei der Hand hat. Aber er ist sehr höflich und harmlos; im Allgemeinen ist er weniger geneigt wie sein klügerer irischer Nachbar, seines Nachbarn silberne Löffel mitgehen zu heißen oder den Kopf seines Weibes mit der häuslichen Feuerzange zu bearbeiten.

Doch warum ergehe ich mich gleich einem verwässerten Murray über diese — meines Bedünkens — nicht sehr interessante Nation? Ich will kein Wort weiter an sie verschwenden, besonders da die wenigen Männlein und Weiblein, von denen meine Geschichte erzählen soll, keineswegs der kymrischen Bevölkerung angehören, sondern nur zufällig ihr Zeltlager dort aufgeschlagen haben, wenn sie sich euch mit tiefer Verneigung vorstellen. Diese Männer und Frauen waren durchaus nicht besonders ausgezeichnet durch Güte, Schönheit oder Talente; sie haben, jeder von ihnen, gar manchen dummen Streich gemacht. Einige kamen trotzdem noch gut dabei weg, Andere wieder wurden dafür tüchtig von den Scorpionen des Lebens gegeißelt. Wer also erwartet, in diesen Blättern ein „Leben der Heiligen“ oder eine „Geschichte der Teufel“ zu lesen,

wer sich vielleicht auf eine „Dame aux Camellias“ oder auf eine Lebensgeschichte des frommen Vicars von So und So gespitzt hat, der täuscht sich gewaltig, und ich rathe ihm wohlmeinend, dies Buch, falls es sein Eigenthum und nicht etwa das zerlesene Exemplar einer Leihbibliothek ist, in heiligem Zorne von sich zu schleudern. Und ebenso wer unerbittliche Moral, unnachsichtliche Strenge, haarsträubende Gerechtigkeit der Sünde und Thorheit gegenüber zu finden hofft, wie zum Beispiel, daß ein Mann, der geflucht hat, sofort todt zu Boden stürzt, oder daß einer Frau, weil sie auf den Ball geht, das Gesicht in den Nacken gedreht wird, auch der lasse diese Blätter getrost ungelesen, denn er wird bitter getäuscht werden. Von meinen Freunden, mit denen ich jetzt den Leser bekannt machen und die ich seiner Kritik Preis geben will, leben noch viele, während andere schon der grüne, schwellende Rasen deckt.

Es war einmal — ich liebe diesen altmodischen, ehrwürdigen Anfang, er macht uns so köstlich frei, gibt unserer Phantasie so weiten Spielraum für ihren Flügelschlag, bindet uns an keine bestimmte Zeit, fesselt uns nicht an die oder jene Regierung irgend welchen Königs, — also, es war einmal ein Thal in Wales, in jenem lieblichen, von Gebirgen durchzogenen süd-

westlichen Theile Englands, und dort befindet es sich noch, es müßte denn sein, daß unterdessen ein Erdbeben es unter den hohen Bergen verschüttet oder die Wogen des Atlantischen Oceans es verschlungen hätten. In diesem Thale, anmuthiger noch als jenes bekannte Thal im Idagebirge, wo der schöne Paris seine Schäfchen und kohlschwarzen Ziegen weidete und nebenbei allerhand Unfug trieb, würde man schwerlich jetzt einem gefährlichen Paris begegnen; nur einige brave rothhaarige Edelleute leben dort mit ebenso braven, rothhaarigen Frauen, die ihren rechtmäßigen Gatten in aller Ehrbarkeit und Sitte zugethan sind. Viele zierliche und neue, viele alte und schmutzige Gebäude, theils Bauernhäuser, roth und weiß angestrichen, theils Herrenhäuser lehnen sich an die Bergwände. Wir aber haben es hier nur mit einem einzigen Hause zu thun und zwar mit einem von den kleinen alten. Es steht auf halber Bergeshöhe und schaut über das Thal hinweg auf die gegenüberliegenden saftigen Matten der sanft anschwellenden Hügelkette, die sich zwanzig Meilen lang bis zum Meere in weicher, duftiger Linie hinzieht. Es ist ein einfaches, wohnliches Haus, mit großen, kreuzweis gezimmerten, schwarzen und weißen Balken in der Front und dem Küchengarten ohne Mauer dahinter, der sich steil an dem Bergrücken hinstreckt.

Schon seit langer, langer Zeit stand es dort und Generationen auf Generationen hat es kommen und gehen sehen. Es war schon da in jenen grauen Tagen, wo die tapfern Armbrustschützen für König und Vaterland Gut und Blut einsetzten, damals als alle die andern Häuser ebenso schwarz und weiß ausschauten, und von dem modischen Stuck der neugebauten zierlichen Villen, die jetzt nur fünf Minuten vom Bahnhofe entfernt liegen, noch Niemand träumte. Der Name des kleinen Hauses ist „Glan-yr-Afon.“

Zweites Kapitel.

„Bruder Jakob und ich haben heute unsere letzte Ladung Heu ohne einen einzigen Tropfen Regen hereingebracht; das erste Bischen gutes Glück seit — ich weiß nicht wie langer Zeit. Wenn wir Ländereien besäßen, würde ich glauben, es müsse sich darunter ein Stückchen geweihter Erde befinden, damit ich mir unser gewohntes „Pech“ erklären könnte, aber da wir kaum so viel haben, um eine ehrliche Gans zu weiden, so kann das doch nicht sein. Heut' ist mir was zu Komisches passirt — Robert Brandon hat um mich angehalten; es ist mein erster Antrag, obgleich ich vorigen Monat siebzehn Jahre alt geworden bin. Wenn die Prozedur aber niemals amüsanter ist wie die heutige, so wünsche ich alles Ernstes, daß es mein letzter bleiben möge. Ich habe auch Ja gesagt, wenigstens so

eine Art von Ja nach ungefähr einem halben Dutzend Nein; ich begreife eigentlich nicht weshalb, denn ich fühlte wahrhaftig nicht wie Ja. Vermuthlich aber hätte ich hocherfreut sein müssen, daß mich überhaupt Jemand zur Gesellschaft für das Leben haben will."

Der Name auf dem Umschlag des Tagebuches, dessen letztes Blatt wir eben gelesen, ist: „Esther Craven, Glan-yr-Afon, und das Datum der 10. Juli 186—. Der Juli ist oftmals ein sehr nasser Monat, er war es jedoch nicht in diesem Jahre. Alle die einunddreißig Tage hindurch war der Himmel „ehern", wie ihn der Prophet Elias erblickte, dessen Glaube den zögernden Regen aus seiner Wohnung im Meere herbeirief. Statt dessen aber entsendet London ganze Ströme von Kleinbürgern, Krämern u. s. w., welche die Bäder von Ramsgate, Margate und Scarborough füllen, denn der „kleine Mann" unserer Tage begnügt sich nicht mehr mit einem bescheidenen Ausfluge über Land. Ganze Armeen von Schuljungen, groß und klein, aus allen Gegenden des Landes, füllen die Wartesäle der Bahnhöfe und vertilgen Massen vertrockneter Fleischbrodchen und altbackner Semmeln. Gutbezahlte Lehrer der Jugend strecken behaglich ihre steif gewordenen Glieder und lassen sich nach der Schweiz tragen, um

dort den Montblanc zu besteigen und die ewigen Schnee-regionen durch die wissenschaftliche Brille zu beschauen. Und unser junger Freund Jakob Craven hat seine letzte Heuladung sicher unter Dach und Fach gebracht, wie uns das Tagebuch der Schwester erzählt. Noch heute morgen lagen die Heuschober rings auf dem Hügel-lande; am Abend ist es kahl und flach geworden wie die Ebene von Salisbury. Den ganzen Tag hindurch haben die Wagen den felsigen Weg hinauf und hin-unter geknarrt und geächzt. Den ganzen Tag konnte man Adam und Hans und Ruppert mit offner Weste und nackten braunen Armen dastehen und die duftige Ladung, süßer im Tode als im Leben, aufladen sehen, unterstützt von verschiedenen holden Weiblichkeiten mit steifen Hauben auf dem Kopfe und Heugabeln in den Lilienhänden, und zwar so hoch aufladen, bis von dem armen Pferde nichts mehr sichtbar blieb als Ohren und Schnauze und Vorderbeine. Und den ganzen Tag über hat Esther unter einem Heuschober gesessen, man sollte fast meinen nach Art der weisen Frau des Sa-lomo, die „schauet, wie es in ihrem Hause zugehet.“ Weich legt sich das duftige Heu wie ein Armstuhl um die junge schlanke Gestalt, und die langbeinigen Heuspinnen wandern gemüthlich auf ihrem Rücken auf und nieder und erforschen die Waldungen ihres reichen

dunklen Haares. Man hat ihr das Vesperbrot heraus-gebracht — Brod und Milch in einer weißen Schüssel. Es ist gar ungesellig, so allein essen zu müssen; man kommt sich leicht vor wie ein Hündchen, das einsam einen Knochen zerknackt oder die fette Sauce leckt und dabei sein Schwänzchen niederhängen läßt wie einen Brunnenschwengel und bereit ist jeden Kameraden weg-zubeißen, der etwa Miene macht, das Mahl zu theilen.

Weit besser haben's die Heumacher. Sie lagern unter einer Baumhecke, holen unnatürlich fette Stücken Speck aus blau und weiß gewürfelten Taschentüchern her-aus, schwatzen lustig untereinander in der Sprache ihres Landes, die dem Zuhörer, der sie nicht versteht, immer wie Zanken und Keifen klingt, und stecken dann, wenn sie mit Essen fertig sind, ihre fettigen Messer in den Boden, um sie zu reinigen. Jakob ist nicht mehr da, — und wenn der „junge Herr" fort ist, da ist mit ihm das beste Leben, die frischeste Munterkeit von dem Felde gewichen. Es liegt gewiß keine mächtige Me-lodie in dem Liedchen:

„Ich rudre meinen kleinen Kahn
Durch Sturmgebraus und Wogendrang",

aber wenn man daran gewöhnt worden ist, sie jeden Tag, von einer hellen Stimme gesungen, über die Fel-der durch Garten und Haus klingen zu hören, da ver-

mißt man sie gewaltig, wenn sie einmal schweigt. Und obschon es wahrlich auch kein melodischer Dialect war, den Jakob mit seinen Heumachern redete, so klang er doch, von der weichen, jungen Stimme gesprochen, so lieb und hell, daß die braunen, runzeligen Gesichter der Zuhörer sich darunter verklärten.

„Das ganze Dorf scheint still und todt,
Wenn unser Lubin fern!“

Und Esther, obgleich sie schon im achtzehnten Lebensjahre steht, — die Choles und Cynthias unserer Idyllen sind mit fünfzehn Jahren schon viel umworben — hat doch noch keinen andern Schatz — keinen Lubin als — ihren Bruder. Immer und immer wieder kommen die dienstbaren Geister des Hauses, Hanna, die Köchin, Sara, das Stubenmädchen, keuchend den Hügel herauf, in netten lila Kattunkleidern und saubern weißen Schürzen, und schleppen Bier herzu in allen nur vorhandenen Krügen, Flaschen und Töpfen. Und die durstigen Leute trinken und trinken unersättlich und wischen die nassen Lippen ab an dem geduldigen Aermel, den die Natur geschaffen. Aber nach und nach werden sie doch etwas unsicher auf den Beinen, die wackren Männer, und als der hochaufgethürmte Wagen sich dem letzten Heuschober nähert, unter dem die junge Herrin thront, da ist es denn doch fraglich, ob

sie nicht statt eines zwei Heuschober erblicken und Esthers zierliche Gestalt, ihr runder, weißer Hut ihnen nicht doppelt erscheint. Miß Craven ist viel zu bekannt mit dieser Gewohnheit ihrer Landsleute, als daß sie im Geringsten davon überrascht sein sollte; daher erhebt sie sich schnell, sucht Nadel, Knöpfe und Zwirn zusammen, denn sie hat eben die ewig fehlenden Hemdenknöpfe an ihres Bruders Wäsche ersetzt, und läuft leicht wie ein Reh, ungeachtet der starken Stiefel, die dem steinigen Boden trotzen, dem Hause zu. An dem Eingang, einem kleinen gothischen Thore mit einer Art von Halle, in welcher Bänke stehen, wie man sie auf Teniers' Bildern häufig sieht, kommt ihr das Stubenmädchen entgegen.

„Mr. Brandon ist in der guten Stube, Miß."

„Gute Stube? Beste Sara, wie oft soll ich Dich noch bei allem, was Dir heilig ist, beschwören, „Wohnzimmer" zu sagen?"

„Er hat schon 'ne halbe Stunde gewartet, Miß."

„Der arme Mensch! Wie höchst amüsant für ihn! Weshalb in aller Welt hast Du mich denn nicht gerufen?"

„Er sagte, es hätte keine Eile, er wollte lieber warten, bis Sie kämen. Warten Sie mal ein Bis-

chen, Miß Esther, Sie haben Heu an Ihrem Rocke hinten."

„Junge Damen von siebzehn Jahren tragen Kleider, nicht Röcke, Sara. Ach laß nur, s'ist schon gut Und wenn ich einen ganzen Heuschober um mich herum hängen hätte, ich zweifle, daß er es bemerken würde."

Eine halbe Stunde ist verflossen, und Mr. Brandon befindet sich noch immer in dem Wohnzimmer. Es ist sieben Uhr und Essenszeit. Vielleicht ist der Leser begierig zu erfahren, was Mr. Brandon so lange aufhält, und ob der Gegenstand seiner Unterhaltung geeignet ist, Miß Craven für die Einbuße ihres Mittagsbrodes zu entschädigen.

Es ist ein kleines Zimmer, in welches wir blicken, ein kleines Zimmer, voll von Abendsonnenschein und Rosenduft. Eine helle Tapete mit Blumenbouquets ziert die Wände, duftige, weiße Vorhänge prangen an den Fenstern, und über das Ganze ist ein gewisses Etwas von Nettigkeit und Sauberkeit gebreitet, das nur solchen Räumen eigen zu sein pflegt, in denen keine kletternden, springenden Kinder mit schmutzigen, klebrigen Fingern ihre Fuß- oder Handübungen machen. Ein junges Mädchen, hochroth im Gesichte, steht in der Ecke. Offenbar hat sie sich dorthin vor dem jungen Manne geflüchtet, der eben, noch röther wie

sie, vor ihr steht. Bei flüchtigem Blick fällt zuerst nur seine ungewöhnliche Größe auf, dann aber, trotz der ärmlichen Kleidung, die echte Vornehmheit seiner ganzen Erscheinung, von der Spitze des kurzgeschorenen Kopfes herab bis zu den großen Füßen. Ein Ehrenmann im besten Wortessinn, wenn auch nicht geschmückt mit Gold und feinem Tuch. Seine Gesichtszüge, soweit man sie aus dem dichten Walde eines prächtigen blonden Vollbarts erkennen kann, sind nicht die eines Apollo, aber die Augen, die jetzt nahe daran sind, Thränen zu vergießen, sind tiefblau wie der Himmel zwischen Gewitterwolken und furchtlos wie die eines Kindes.

„Glauben Sie nicht, daß es weit besser wäre, wir blieben einander nur gut Freund wie sonst und weiter Nichts?“ sagt das junge Mädchen zögernd.

„Ich weiß freilich nicht, wie Sie darüber denken. Mich hat diese Zeit, dies ganze letzte Jahr sehr mitgenommen, ich bin mindestens um einen Centner magerer geworden“, entgegnet der junge Mann vorwurfsvoll.

Esther lacht. „Aber es ist immer noch ein Bischen von Ihnen übrig geblieben“, erwidert sie mit einem schelmischen Blick auf die ansehnliche Gestalt des verliebten Mannes, der vor ihr steht.

Und deshalb hat der Schöpfenbraten im Ofen einbräzeln müssen! Robert Brandon hat bei ihr angefragt, ob sie sein Herz, seine große Hand, die Hälfte seines jährlichen Einkommens von hundertundzwanzig Pfund Sterling (so viel beträgt der glänzende Gehalt eines Infanterieleutnants Ihrer Majestät von England), seine alte Jagduhr und dazu den kraushaarigen Hund haben wolle, und sie hat alle diese lockenden Anerbietungen, eins und alles, abgewiesen. Der kleine Zeiger der Stutzuhr, auf welcher Minerva im Helm und sehr enganliegenden Röckchen mit herunterhängenden Beinen sitzt, ist von sechs Uhr dreißig Minuten zu sieben Uhr fünf Minuten gewandert, und in diesem Zeitraum von fünfunddreißig Minuten hat Miß Craven drei Anträge ausgeschlagen, die alle von derselben Person ausgingen: den ersten ganz kurz und unbarmherzig, aus Jakobs Armstuhl heraus, in welchen sie sich anfänglich gesetzt hatte; den zweiten zwar noch immer entschieden genug, aber doch schon mit geringerer Grausamkeit, vom Clavierfessel aus, auf den sie sich geflüchtet hat, und den dritten mit hastigem, schwankendem Tone aus der Ecke heraus, in welche sie sich gerettet hat, mit dem Schreibtisch als Barrikade vor sich.

„Aber — aber —", sagt Esther, und ihr rebellischer Mund zuckt, als käme ihr die Idee gar zu lächerlich

vor, „s'ist nur so sehr, sehr komisch! Ich bin nie in meinem Leben so überrascht worden wie durch Ihre Frage. Als mir Sara sagte, Sie wären hier, dachte ich, Sie kämen wegen des Knochenmehls zum Düngen, von dem wir neulich sprachen. Sie haben sich ja bisher niemals etwas merken lassen."

„Nicht?" sagt der junge Riese mit trübem Blick. „Mühe genug habe ich mir gegeben, daß Sie es merken sollten, aber ich glaube nicht, daß es mir gelungen ist, denn Sie fingen immer an zu lachen."

„Das thue ich immer bei schönen Redensarten", entgegnet sie einfach. „Ich weiß nicht, was ich sonst damit machen soll; wahrscheinlich weil ich's so wenig gewöhnt bin, Artigkeiten zu hören, kommen sie mir stets so fade vor."

„Mich überrascht es durchaus nicht, daß ich Ihnen nicht gefalle", sagt er mit rührender Demuth. „Wie könnte ich auch Jemandem zuerst gefallen! Ich weiß, daß ich häßlich, unbeholfen und schwerfällig bin —"

„Ich sage nicht, daß Sie mir nicht gefallen", unterbricht ihn Esther großmüthig, gerührt durch die wenig schmeichelhafte Schilderung, die ihr Verehrer von seiner eigenen Person entwirft. „Weshalb sollten Sie das auch nicht? Sie haben nichts an sich, was miß-

fallen könnte. Sie sind sehr gutmüthig, glaube ich", fügt sie zögernd hinzu, um nicht zu viel zu sagen.

„Ich weiß sehr wohl, daß Sie viel besser sind als ich", sagt Brandon mit einem leisen Gefühl von Empfindlichkeit über die Art des Lobes, das sie ihm ertheilt hat.

Sie widerspricht ihm auch gar nicht, denn ihr eigenes thörichtes Herzchen sagt ihr das selbst: „Ich bin mehr werth als er; das wird sich später schon noch einmal ausweisen."

„Und eben deshalb beeilte ich mich auch so mit meiner Frage", sagt er eifrig. „Ich war überzeugt, daß, wenn ich es jetzt nicht thäte, irgend ein Anderer Sie mir wegschnappen würde."

Sie lacht fast bitter. „Die Sorge hätte Sie nicht bekümmern dürfen, scheint mir. Ich wüßte in der That nicht, woher der kommen sollte, der mich wegschnappen wollte."

Tiefes Schweigen einige Minuten lang. Esther nimmt einen Federwischer, der eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Essenkehrer hat, und macht, wie es scheint, anatomische Studien daran. Dabei denkt sie nach, ob ein Entwischen nicht möglich sei, aber ohne den Schreibtisch umzustürzen, geht es absolut nicht. Er steht noch immer unbeweglich vor ihr, steckt eine halbe

Elle seines blonden Bartes in den Mund, endlich sagt er:

„Ich glaube, ich darf Sie nicht länger quälen; es paßt sich doch nicht. Ein Mann sollte an einem Nein genug haben, und ich habe Ihnen die Mühe gemacht, dreimal Nein zu sagen."

„Es ist sehr fatal", sagt Esther mit verlegenem Stirnrunzeln, „und ich hasse es, Jemand etwas abzuschlagen; ich meine nicht etwa so einen Antrag, denn bis heute hat mir noch Niemand einen gemacht, sondern überhaupt etwas; aber was kann ich thun?"

„Versuchen Sie es einmal mit mir!" ruft er freudig und streckt ihr feurig seine Hand entgegen, wobei der Schreibtisch in große Gefahr geräth. „Ich will durchaus nicht damit drohen, wie es Andre thun, wenn ihnen ein Korb gegeben wird, daß ich nun ein schlechter Mensch werden würde, ich halte das für feige und ehrlos; auch habe ich ja immer noch meine gute, alte Mutter, um derenwillen ich leben bleiben möchte; aber es geht doch nichts in der Welt darüber, eine Hoffnung im Herzen zu tragen, die uns gut und brav und glücklich macht."

Süße Musik aus der Ferne; es pfeift Jemand „Ich rudre meinen kleinen Kahn" irgendwo im Hause; Esther, in Verzweiflung über die Möglichkeit, vom

Bruder in einer so sentimentalen Lage überrascht zu werden, versucht vergebens ihre kleine Hand zu befreien.

„Gut — gut — ich — ich will — darüber nachdenken; bitte, lassen Sie doch meine Hand los!"

Er thut es widerwillig, und sie, um jede weitere Versuchung fern zu halten, steckt die Befreite in ihre Tasche. Leise verhallen die Töne; augenscheinlich ist der Herr des Hauses im Begriff, sich zum Essen anzukleiden. Esther athmet erleichtert auf. „Ich dachte, es käme Jemand."

„Und wenn das wäre?"

„Nun, mir wäre es allerdings nicht ganz gleichgültig, hier in der Ecke gefunden zu werden wie ein Kind, das der Lehrer gescholten, und Sie wie der Herr Lehrer dicht vor mir", entgegnet sie und lacht mit dem hellen, lustigen Ton von siebzehn Jahren. Er ist unfähig in ihre Fröhlichkeit einzustimmen, er lehnt verlegen und unglücklich an der Wand; jeder andere Kummer ist wenigstens achtungswerth — nur Liebeskummer ist lächerlich.

„Es ist wirklich zu albern", sagt Esther gleich darauf mitleidig, wenn auch ungeduldig. „Versuchen Sie es nur, Sie werden es schnell überwinden."

„Das ist weit leichter gesagt als gethan", entgeg-

net er vorwurfsvoll. „Ich könnte Ihnen ebenso leicht rathen, Ihre Liebe zu Jakob aufzugeben.“

„Der Vergleich ist nicht ganz passend“, erwidert sie kalt, als wäre das eine Blasphemie. „Meine Liebe zu Jakob ist natürlicher Instinkt, doppelt begründet durch zahllose Gutthaten, endlose Verbindlichkeiten, die mich auf ewig zu seiner Schuldnerin machen. Was in aller Welt habe ich Ihnen je erwiesen? Ich habe Ihnen einmal ein Handschuhknöpfchen angenäht und einmal eine Rose ins Knopfloch gesteckt.“

„Die Rose habe ich noch.“

Sie wendet ungeduldig das Köpfchen ab.

„Vielleicht mögen Sie nicht gern einen Mann mit beschränkten Mitteln heirathen?“ sagt Brandon wieder nach einer Weile.

Das Geklapper von Schüsseln und Tellern im Eßzimmer daneben schallt zu ihnen herüber. Esther sinkt der Muth. Fängt er denn wahrhaftig noch einmal an? Immer wieder kommt er darauf zurück, wie ein Gewitter, das nicht aus den Bergen heraus will.

„Ich mag überhaupt nicht heirathen“, sagt sie. „Mit der Heirath ist immer Alles zu Ende, und ich fange erst an zu leben.“

„Aber ich will ja nicht, daß Sie mich gleich jetzt heirathen sollen,“ ruft Robert stockend.

„Nicht? Eben sagten Sie's doch."

„Um Himmelswillen, Esther, lachen Sie jetzt nicht! Es mag für Sie ein Spiel sein, mir aber ist's der Tod."

„Ich lache nicht."

„Vielleicht werden Sie dereinst empfinden, was ich jetzt fühle."

„Das bezweifle ich."

„Und dann werden Sie einsehen, daß es wahrlich nicht zum Lachen ist."

„Vielleicht!" sagt sie mit leisem Kopfschütteln.

Wieder Tellergeklapper, und diesmal trifft der Ton wie eine Mahnglocke auch Brandons Ohr und er sagt dringender noch einmal:

„Esther!" — und es klingt Verzweiflung aus seiner Stimme, so daß das Lächerliche mit dem Erhabenen — sie sind ja ohnehin Zwillingsbrüder — tief ergreifend sich mischt. — „Ach, Esther — ich könnte von so wenig Hoffnung leben!"

„Was aber soll ich Ihnen denn sagen?" ruft sie, stampft mit den Füßchen und sieht ihn, mit heißen Wangen, ärgerlich an. „Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt und die gefällt Ihnen nicht; soll ich nun lieber eine hübsche Lüge machen, Ihnen vorschwindeln, ich hätte Sie auf den ersten Blick geliebt, oder

Sie wären der einzige Mann in der ganzen Welt, der mich glücklich machen könnte?“

„Nichts von alledem!“ entgegnet er, von ihrem Spott schmerzlich getroffen. „An mir ist nicht viel Empfehlenswerthes, das weiß ich nur zu gut, und Sie vor Allem müssen Ursache haben, mich für die schlimmste aller Landplagen zu halten; aber andere Männer haben noch größere Hindernisse siegreich überwunden; weshalb sollte mir es mißlingen? Versuchen Sie es wenigstens einmal mit mir!“

Sie schweigt.

„Sagen Sie, daß Sie es versuchen wollen, mich ein wenig gern zu haben! Darin liegt doch gewiß nichts Unwahres.“

„Aber wenn es mir nicht gelingt!“ sagt Esther schwankend — theils aus wirklicher Uebermüdung, theils aus echt weiblichem Mitgefühl für Leiden, die ihre Quelle in ihren eigenen Reizen finden.

„Wenn es Ihnen nicht gelingt, so werden Sie mir das nicht erst zu sagen haben; das sehe ich dann schon selbst, und — und ich werde es zu ertragen wissen, hoffentlich.“ Ein schwerer Seufzer beendet diesen Satz, er selbst glaubt nur zu sehr an diese Möglichkeit.

„Und dann werden Sie sich damit trösten, daß

Sie allen Ihren Freunden erzählen, was für eine schreckliche Coquette ich sei, und wie schlecht ich Sie behandelt hätte."

Augenscheinlich sind ihm diese kindischen Worte keiner Entgegnung werth, denn er schweigt.

„Oder, wenn Sie auch nichts sagen, so wird das Ihre Mutter besorgen."

„Nun und nimmermehr", erwidert er empört.

„Oder Ihre Schwestern."

„Auch diese nicht."

„Und wenn — wenn — nach langer, langer Zeit — ich wirklich — merken Sie wohl, ich sage nur, wenn es möglich wäre, aber ich glaube selbst nicht daran — wenn ich Sie ein Bischen lieb gewinnen würde — dann werden Sie doch nicht erwarten, daß ich Sie heirathen werde?"

Fast gegen seinen Willen muß er lächeln. „Das kann ich nun freilich nicht versprechen."

„Ich meine, wenigstens erst nach vielen, vielen Jahren, wenn Jakob verheirathet ist, und ich alt — uralt — fünfundzwanzig oder so etwas sein werde?"

„Es soll so sein, wie Sie es wünschen."

„Und wenn — was mir viel wahrscheinlicher ist, ich Sie nicht lieb gewinnen kann und das Ih-

nen sagen muß, dann werden Sie nicht schlecht von mir denken."

„Nein."

„Ganz gewiß?"

„Gewiß. Was Sie auch thun, wie Sie sich auch entscheiden, ich liebe Sie heute wie morgen und in Ewigkeit", sagt der junge Mann feierlich, und seine Augen suchen den blauen Himmel, als wollte er ihn zum Zeugen für seine Liebe anrufen.

Esthers prosaische Seele jedoch ist bereits wieder bei dem eingeschmorten Schöpsenbraten; sie benutzt die Gelegenheit, als seine Augen von ihr abgewendet sind, um einen raschen Blick auf die Uhr zu werfen. Er scheint jedoch auch im Rücken Augen für sie zu haben, denn er sagt hastig mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Sie möchten mich gern los sein!"

„Nein — nein", sagt sie zögernd.

„Ich hätte überhaupt nicht zu dieser späten Stunde kommen sollen. Wohl weiß ich — es wäre besser gewesen, ich hätte bis morgen gewartet."

„Es ist allerdings spät."

„Aber mir schien die Zeit bis morgen noch so endlos fern zu liegen, und ich konnte es nicht länger ertragen, Esther, ich mußte wissen, ob ich hoffen oder

verzweifeln sollte, ehe die Sonne wieder aufging. Und was nehme ich nun mit, Esther?"

„Eigentlich weder das eine noch das andere; nehmen Sie das, was in der Mitte liegt", antwortet sie mit strahlendem Lächeln bei der Aussicht, daß ihr Verehrer sich nun endlich entheben wird, und vergißt dabei mit jugendlichem Leichtsinn, um welchen Preis sie diese Erlösung erkauft hat. „Ich bin Ihnen wirklich aufrichtig verbunden — obgleich ich immer wieder sagen muß — Sie thäten besser, Sie besännen sich noch und dächten nicht mehr an mich; und ich will es versuchen, wirklich ich will's; sehen Sie doch nicht so drein, als ob Sie mir nicht glaubten."

Und mit diesem Tropfen Hoffnung in den großen Becher seiner heißen Liebe geht er und schreitet durch die kleine Pforte, die so niedrig ist, daß es aussieht, als ob er sich den Kopf zerstoßen müsse, an den Ställen vorüber, durch den Eichenwald — seiner Heimat zu.

Drittes Kapitel.

Das Speisezimmer in Glan-yr-Afon ist, wie alle übrigen Räume, klein, aber hübsch. Mehr wie zwölf Personen könnte es freilich nicht beherbergen; doch jetzt wird es selten von mehr als zweien besucht, und da diese beiden jung und keine Gutschmecker sind, so bringen sie nicht viele Zeit dort zu. In der Jugend ist der Speisesaal noch nicht unser Tempel wie oft in reiferen Jahren. Da sind unsere Seelen noch weit und groß, während die Körper noch unentwickelt sind; im Alter dagegen dehnt sich der Körper oft mehr und mehr aus und unsere Seelen schrumpfen ein.

Das große Fenster öffnet sich gegen den kleinen blüthenreichen Garten und ist selbst von einem dichten Kranze blühender Winden umgeben. An den Wänden hängen einige gute, alte Bilder, wenn auch sehr ver-

verstaubt und verblaßt. Da schaut Lord Strafford sehr stolz und finster in seiner blauschimmernden Rüstung herab, als sei er bereit, Jeden anzuschnauzen, der ihn nur anblickt; der weise Erasmus, sehr mager und steif, und die schöne Maria von Schottland, sehr blaß und verschwommen, denn die Zeit hat jedes Bischen Farbe von den Wangen und von den Lippen abgewaschen, die vor drei Jahrhunderten ganz Europa in Flammen setzten. Ein alter Schäferhund liegt träge auf dem kleinen Fußteppich vor dem Kamin, die treuen Augen auf seinen jungen Herrn gerichtet, und jedesmal leckt er seine Pfote, wenn er sehen muß, wie ein besonders verlockender Bissen an ihm vorüber in den Mund seiner Herrschaften wandert.

Auch an diesem Abend schauten Lord Strafford und Maria Stuart auf die zwei Leutchen nieder, die friedlich zusammen speisen, bedient von Sara in zierlich gefälteter Haube und steif gestärktem Kattunkleide. Eine großmächtige Vase, übervoll von duftigen Rosen, prangt in der Mitte des Tisches. Sie sind erst vor einer halben Stunde gepflückt worden und ihre Köpfchen noch feucht von Thauperlen, die sie geweint, als man sie von den Brüdern und Schwestern draußen so grausam gerissen hat. Aber die frischeste, süßeste, köstlichste aller Rosen ist doch nicht in der Vase mit den

andern; sie sitzt daneben auf einem Stuhle, auf ihren Wangen schimmern aber keine Thauperlen, und sichtbare Dornen hat sie ebenso wenig, und diese holdeste Mädchenrose heißt — Esther.

„Willst Du ein paar geröstete Knöchelchen haben, Essie? Schöpsenbraten kann ich Dir leider nicht mehr anbieten, denn davon ist keine Spur mehr zu sehen; vielleicht waren diese ausgebratenen Stücke vor einer Stunde noch unter diesem Namen bekannt, aber jetzt gewiß nicht mehr."

Diese Rede wird von Bruder Jakob gehalten. Jakob ist ein junger Mensch mit durchaus nicht besonders hübschen Gesichtszügen und einem winzigen Schnurrbärtchen, welches, ähnlich wie es früher bei den Daguerreotypen der Fall war, nur bei gewissem Lichte zu sehen ist; Wangen, Nase, Kinn, Hals sind braun wie nur irgend eine reife Beere unter dem Einflusse warmer Herbstsonne.

„Der Fehler ist eher ein Vorzug, lieber Junge, s' ist besser als halb roh", sagt Esther und rümpft dabei ihr Näschen, was ein Liebhaber entzückend gefunden, ihr prosaischer Bruder aber, wenn er es überhaupt bemerkt hätte, nur für eine Gesichtsverzerrung erklärt haben würde.

„Mir wäre es lieb, wenn gewisse Leute sich merk-

ten, wenn Besuchszeit ist und wenn Essenszeit", brummt er ein wenig verdrießlich.

Esther blickt schuldbewußt empor, spitzt ihr rothes Mündchen zu einem Pst! und sagt: „pas avant" mit leisem Wink auf die bedienende Sara, damit er sich nicht noch weiter über Mr. Brandons Fehltritt auslassen möge.

Die Gewohnheit langer Jahre hat Sara schon sehr vertraut mit den Proben von Esthers feinem Pariser Französisch gemacht, und sie spitzt ihre Ohren immer noch einmal so sehr, wenn dasselbe vorgeführt wird.

Und eine kleine Weile herrscht tiefes Schweigen. Man findet nicht immer ungewöhnlich glänzenden Stoff zur Unterhaltung im engsten Familienkreise.

„Wie lang die Tage jetzt sind!" sagt Jakob endlich, als er das Abendsonnengold sich auf die Fluren ausbreiten sieht.

„Das sagt man doch immer um diese Jahreszeit", sagt Esther lächelnd. „Wie Schade, daß man stets dieselben Bemerkungen wieder machen muß!"

„Wenn Du immer etwas Neues sagen wolltest, würdest Du sehr wenig Gelegenheit zum Sprecheu haben", entgegnet der Bruder; „wohl alle Redensarten sind im Laufe von sechs Jahrtausenden schon dagewesen."

So, unter leichtem Geschwätz, geht das Essen vorüber, und das bescheidene Dessert, eine Pyramide aus köstlich duftenden rothen Erdbeeren und Bisquits, wird aufgesetzt.

Sara zieht sich zurück, und der Zwang, den Esther sich bisher auferlegen mußte, ist gelöst.

„Ist sie fort — endlich fort?" ruft sie eifrig. „Gott sei gelobt! Ich dachte, sie würde mit dem Löffelgeklapper nie zu Ende kommen. O Jakob, was für eine Masse Neuigkeiten habe ich für Dich! Wie ich den beneidete, der in das Rohr flüstern durfte, daß König Midas Eselsohren hätte! Ich bin vor Begierde fast gestorben, Dir zu sagen, was ich erlebt habe."

„Was denn?" fragt der Knabe und reißt die Augen weit anf.

„Jakob, seh' ich größer aus heut' Abend?"

„Nein."

„Dicker?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Wichtiger?"

„Wie gewöhnlich. Du warst niemals eine Person von großer Wichtigkeit."

„Ist's möglich, daß Du keine Veränderung an mir bemerkst?"

„Durchaus nicht; ausgenommen, daß Du jetzt, wo

ich Dich ansehe, womöglich noch ein Bischen röther bist als gewöhnlich. Weshalb sollte denn etwas zu bemerken sein?"

„Weil" (sie streckt sich) „ich heute an einem Wendepunkte in der Geschichte meines Lebens angekommen bin. Ich habe einen — Antrag bekommen."

„Von wem? Von einem der Heumacher?"

„Nein. Das würde mich jedoch kaum weniger überrascht haben. Laß mich's nur schnell heraussagen, jetzt wo das Band meiner Zunge einmal gelöst ist. Robert Brandon war heute hier."

„Nun, das habe ich zu meinem Schaden erfahren", sagt Jakob im Rückblick auf das unschmackhafte Essen.

„Und — und — wie soll ich's nur am Hübschesten sagen? — fragte mich, ob ich die Seine werden wollte."

„Den Teufel auch!" schreit Jakob, indem er vor Schrecken eine kräftigere Sprache anwendet.

„Ja, den Teufel auch — wie Du weislich bemerkst — er hat's gethan."

„Und Du, was hast Du ihm geantwortet?" fragt der Knabe rasch, mit offenem Mund und Augen.

„Ich sagte ihm, wie sehr ich ihm verbunden sei, aber daß ich, für jetzt wenigstens, es vorzöge, mein eigener Herr zu bleiben."

„Du sagtest also Nein natürlich?"

„Ja, das that ich, eine ganze Masse Nein. Ich habe sie nicht gezählt, aber ich versichere Dir, ihr Name war Legion.“

Jakob seufzt erleichtert auf und wirft dem aufmerksam zuschauenden Hunde ein Bisquit zu. „Armer Kerl!“ sagt er. „Hier Lukas, altes Haus! Du dummer Patron, weshalb fängst du es nicht ordentlich auf? S' ist der beste Mensch, den ich kenne, und nun wird er wahrscheinlich unliebenswürdig und feindselig werden. Verwünscht seid Ihr Frauenzimmer!“

„Aber, Jakob —“

„Nun, Essie, ist's noch nicht aus? Hast Du noch ein paar unglückliche Kerls so abgefertigt?“

„Nein, nein, aber, Jakob,“ (sie blickt dabei nieder und färbt die Fingerchen mit einer Erdbeere) „ich — ich — bin nicht ganz sicher, daß nach all den Nein ich nicht endlich doch noch etwas sagte, was nicht ganz Nein war.“

„Ja also?“

„Nein — auch nicht Ja; wenigstens kein richtiges, ordentliches Ja; etwas was dazwischen liegt, so eine Art von möglichem, bedingungsweisem Ja.“

„Noch einfältiger von Dir!“ sagt der Bruder kurz.

„Zanke nicht, Du böser Junge!“ ruft sie und schlingt die zarten Arme liebkosend um seinen Hals, in der Weise wie Schwestern es so gern thun und

Brüder es so ungern haben. „Wenn Du zankst, da fang' ich an zu weinen, und ich weiß, das hassest Du."

„Aber mir ist es weit mehr verhaßt, wenn ich sehe, daß Du etwas Dummes thust," brummt Jakob erweicht, aber aus ihrer Umarmung sich loswindend. „Laß gut sein, Du mußt Einen doch nicht erwürgen."

„Wart's doch erst ab, bis ich wirklich etwas Dummes gethan habe," sagt sie sehr vergnügt. „Ich spreche ja jetzt nur davon, und zwischen Sprechen und Handeln liegt ein weiter, weiter Raum."

„Um so schlechter von Dir, wenn Du nicht meinst, was Du sagst."

„Jakob, lieber Junge, weißt Du nicht, wie furchtbar mir's ist, wenn ich Jemand etwas Unangenehmes sagen muß? Ich habe das nie gekonnt, ich mache lieber eine kleine Lüge, und ich wurde so müde, immer wieder Nein zu sagen, und er quälte mich so, und da sagte ich Ja, nur eben zur Abwechselung und um Ruhe zu haben. Du weißt ja, daß „Ruhe und Frieden" mein Motto ist."

„Und darf ich fragen, wovon Ihr zu leben gedenkt?" fragt Jakob, bei dem die romantische Seite noch ziemlich unentwickelt geblieben und der den „Liebestraum" der Glücklichen schnell in die Wirklichkeit von Pfunden und Schillingen übersetzt.

„Von Liebe, natürlich. Von — warte mal, wie viel ist's? — zwei Thalern sechs Groschen täglich. Vielleicht kann ich auch für die Soldaten waschen", sagt Esther, in lautes Gelächter ausbrechend.

„Gewiß, höchst spaßhaft!" sagt Jakob, wider Willen muß er aber doch mitlachen. „Und willst Du damit sagen, daß Du den Brandon auf einmal so lieb hast, daß Du willig solch ein Bettelleben mit ihm führen möchtest? Du hast ja erst gestern noch so über ihn gelacht und gesagt, er tanze wie eine Feuerzange."

Esther hat sich auf den Boden gekauert, wo sie in Schneiderposition verharrt.

„Ich werde Dir durchaus nichts dergleichen sagen", entgegnet sie ernsthaft. „Der arme gute Mensch! — Es ist eigentlich schändlich von mir, aber, im Vertrauen gesagt, ich könnte es überleben, auch wenn ich erführe, daß ich ihn niemals wiedersehen würde. Bitte, sag's ihm aber nicht."

„Und was gedenkst Du also zu thun, wenn mir die Frage gestattet ist?" fragt Jakob, indem er den jungen Kopf zurückwirft und sehr streng auf die Büßerin zu seinen Füßen niederblickt. „Willst Du den Mann heirathen, den Du nicht liebst und der keinen Heller im Vermögen hat, blos weil er der Erste ist, der um Dich anhält?"

„Nichts liegt mir ferner," erwidert Esther erröthend. „Du mußt mir aber helfen, Du mußt mit Deiner väterlichen Autorität Einspruch erheben, ich gedenke die ganze Geschichte auf Deine Schultern zu laden", sagt sie, wieder in den leichten Ton fallend. — „Die armen, guten Schultern! Sie sind auch nicht sehr breit," (dabei streichelt sie sie liebevoll) „aber doch breiter als die meinigen; so nehmt denn auf euch meine Lasten!"

„Das soll aber nicht geschehen!" ruft Jakob sehr lebhaft, indem er ihre Hand abschüttelt und sehr böse und ehrenhaft aussieht. „Du willst schlecht handeln und ich soll Dich darin unterstützen? Danke schön, die Arbeit theile ich nicht. Habe ich wohl je einen solchen Vorschlag gehört?"

Esthers kleiner Kopf, von der reichen, dunklen Lockenfülle umgeben, sinkt tief in ihren Schooß, sie ist leicht verletzt und niedergeschlagen, besonders wenn Jakob sie schilt.

„Einen hübschen Namen wirst Du Dir bald erwerben, Miß Essie," fährt der junge Weise fort, noch immer die Ruthe der Moral über die zerknirschte Schwester schwingend. „Wahrscheinlich wirst Du uns den Boden hier bald zu heiß machen."

Esther hebt zwei große, traurige, thränenvolle

Augen, die wie Juwelen schimmern, zu ihm empor und sagt wehmüthig: „Aber, Jakob, Du weißt, wie Du eben sagtest, daß es das erste Mal war; man macht da niemals eine Sache gut; immer fängt man es zuerst etwas dumm an; ich werd's das nächste Mal schon besser machen."

„Das ‚nächste Mal' möchte ich wohl sehen", sagt der unerbittliche Bruder, „dann wird's wohl zu spät sein. Wenn Du Robert Brandons halb oder ganz verhungerte Frau bist, da wird doch Niemand mehr um Dich anhalten."

„Aber ich bin's ja noch nicht, Jakob", ruft Esther eifrig.

Jetzt schaut auch sie sehr ernsthaft drein; jenes kleine heitere Bildchen von ihrer Zukunft hat sie augenscheinlich nicht sehr erbaut.

„Ich will weder ihn noch irgend Jemand heirathen. Glaubst Du denn, daß ich Dich verlassen würde, auch wenn der Engel Gabriel in eigener Person vom Himmel herab käme und mich haben wollte?"

„Weshalb hast Du dann dem Brandon zugesagt?" fragt der junge Mann, noch immer streng und durch ihre süße Schmeichelei noch keineswegs entwaffnet.

„Ich hab' ihm nichts zugesagt; ich sagte, ich wolle es versuchen, ihn lieb zu gewinnen, aber zu heirathen

brauche ich ihn deshalb noch lange nicht. Du denkst auch gleich so weit. Das ist ja eben der Vortheil der Armuth, siehst Du nicht? Er kann doch nicht erwarten, daß ich ihn heirathen werde, wenn er nicht Brod und Butter für mich hat?"

„Weshalb aber in aller Welt hast Du Dich dann mit ihm überhaupt verlobt, gutes Kind?" fragt der ehrliche Jakob, dem nun der Verstand stehen bleibt.

„Weshalb geben die Leute ihren kleinen Kindern Branntwein? — Es ist ihnen nicht gesund, aber es erhält sie ruhig; das ist mein Princip auch. Es ist gewiß nicht gut für Robert, mit mir verlobt zu sein, aber es erhält ihn ruhig", antwortet Esther, und auf ihrem reizenden Gesichte kämpft das Lächeln mit den Thränen.

Ihr Bruder kann sich mit dieser Art von Logik nicht zufrieden geben.

„Ich will aber nicht, daß Du Katze und Maus mit ihm spielen sollst", sagt er sehr entschieden und schüttelt den jungen Kopf, der doch so gar nichts von ernsten Falten und Weisheitslinien zeigt. „Er ist ein viel zu guter Mensch, als daß man mit ihm spielen dürfte; hörst Du, Miß Esther?"

„Ich mag gar nicht mit ihm spielen, durchaus nicht; wenn ich spiele, hoffe ich es mit einem Netteren

thun zu können", entgegnet Essie schnippisch und sieht sehr gereizt und unzufrieden aus. „Mir wäre es wahrlich einerlei, wenn ich seinen garstigen Namen nie wieder zu hören brauchte; er hat uns das Mittagsessen verdorben und Dich so brummig wie einen Bären gemacht, und — und — ich wünschte, er wäre mausetodt, ja das wünschte ich!" so schließt weinend die Braut des glücklichen Mr. Brandon.

Viertes Kapitel.

Und wieder ist es Morgen geworden. Die Sonne in ihrer Flammenpracht eilt die herrlich geschmückte Erde zu grüßen, und das Wunder, welches wir täglich erleben, das unbestreitbare Wunder, die Wandlung der Nacht zum lichten Tage, hat sich vollzogen. Die Drosseln und die Amseln singen um die Wette ihre fröhlichen Lieder. Die Rosen duften, mehr als zwanzig junge Knospen sind im Garten aufgeblüht. Da giebt's ein Kosen und Flüstern, ein Rauschen und Nicken von Blüthe zu Blüthe, von Zweig zu Zweig, und der Westwind und die Schmetterlinge umspielen wie galante Cavaliere die holden Kinder der Natur. Die Lämmer, jetzt schon fast so groß und wollig wie ihre edlen Mütter, hüpfen in toller Lust auf dem grünen abschüssigen Rasen; sie vergessen auch sehr oft die niedrige

Umzäumung zu respectiren, welche ihren Spielplatz von dem Garten trennt, und haben deswegen Miß Esthers vollen Zorn schon oft erregt, wenn diese die zertretenen Gemüsebeete sehen mußte.

Der junge Herr von Glan-yr-Afon sitzt in einem Gartenstuhle und liest die Zeitung. Dabei denkt er oft, wie viel weiser er wohl das liebe Vaterland regieren würde, wenn ihm nur einige Monate hindurch Zügel und Peitsche der Staatskarosse in die jungen Hände gegeben würden. Der alte Lukas liegt zu seinen Füßen, die blöden Augen halb geschlossen, und schnappt träge nach den Fliegen, die ihn zu belästigen scheinen, ohne jedoch mehr als höchstens eine in einer Viertelstunde zu erwischen. Esther ist im Hühnerhofe und füttert hier die hungrige Heerde. Sie hat eine große weiße Schürze umgebunden, die sie mit der einen Hand in die Höhe hält, während sie mit der andern Weizen unter die gemischte Gesellschaft zu ihren Füßen streut. Die kleinen Küchlein in gelbem Sammt, Enten, Hühner, Cochinchina-Hähne mit ihrem Federreichthum, Truthühner und Truthähne drängen sich mit gierigen Schnäbeln um sie herum. Sie bemüht sich nach Kräften gerecht in der Vertheilung der Gaben zu sein, sie schützt die Schwachen, verscheucht die allzu Dreisten, verhindert Zank und Streit, aber es ist kein leichtes

Geschäft. Die Enten besonders drängen sich überall vor und bekommen das Meiste von Allem. Sie haben nun einmal keinen Funken von Schamgefühl und können mit dem großen gelben Schnabel eine gewaltige Portion auf einmal wegschaufeln. Der Truthahn hingegen bekommt gewöhnlich am wenigsten, weil er immer mit dem rothen Lappen an der Nase zu schaffen hat, der ihn am Fressen hindert. Man sagt, Mutter Natur habe nie etwas ohne besondern Nutzen, nicht blos zum Zierrath gemacht, aber hier gestehe ich meine Unwissenheit ein; ich weiß nicht, wozu der rothe Lappen dem armen Thiere nützlich sein soll. Der Hühnerhof stößt an die alte, wettergebräunte Scheune, aus der die Stimmen der arbeitenden Knechte tönen; von dem Trockenplatze her schallt das Geschwätz der Mägde, Sara an der Spitze, die dort Esthers frischgewaschene. Kattunkleider und Jakobs Hemden aufhängen; von der Wiese herüber klingt das klägliche Gebrüll der Kuh, deren Kalb gestern zu Kalbfleisch gemacht worden ist. Plötzlich aber, näher, lauter, stärker und klarer als die anderen, dringt durch die warme Sommerluft eine Stimme in den Hof hinein.

„Es — ther!"

„Ja — a!" antwortet Esther in den höchsten Tönen und in Folge dessen nicht allzu melodisch. Denn

nur der Lerche ist's vergönnt, in den hellsten Noten zu singen und nicht unschön zu werden.

„Wo bist Du?" (Forte.)

„In dem Hühnerhof." (Fortissimo.)

Gehorsam dieser Anweisung folgend, erscheint gar bald der Inhaber der kräftigen Stimme und vortrefflichen Lunge in sehr leichter, kühler Gartentoilette, kurz Jakob in Person höchst vergnügt und lustig an der Gitterthür.

„Jakob, lieber Junge, mach' das Thor schnell auf. Rasch! Geh' aus dem Weg! Laß sie nicht unter's Gitter kommen! Bsch — bsch!" ruft Esther höchst aufgeregt und jagt mit ihrer großen weißen Schürze hin und her, um eine gierige Ente zu erhaschen und ihr die allzu reiche Beute wenigstens etwas zu vergällen.

Jakob gehorcht. „S'ist Jemand im Wohnzimmer, der Dich sprechen will", sagt er, sich mit dem Arm auf das Gitter lehnend, mit einem Schelmengesicht.

„Wer denn?" fragt Esther zerstreut, immer noch ihr Hälschen nach der sündhaften Ente umdrehend. „Da kommt sie schon wieder! Willst du fort!"

„Wie hieß doch der Gemahl der Esther, der seine erste Frau so schlecht behandelte? Ach, ich weiß; sein Name, o Königin Esther, ist Ahasverus, übersetzt, Bob!"

Die große Schürze entsinkt der haltenden Hand, und der Weizen rollt in Strömen über die Rücken des emsig pickenden Hühnervolkes. Aber nun — das Stoßen, das Schreien, das Hacken, das Flattern zu ihren Füßen! „Schon?“ sagt sie, und in der Stimme liegt kein Klang froher, junger Liebe, auf den Wangen ist kein Fähnlein, weder roth noch weiß, als Zeichen innerer freudiger Bewegung aufgesteckt. Sie sieht nur verlegen und — bestürzt aus.

„Ja, schon“, sagt der grausame Jakob, „und er nicht allein, sondern er hat seine ganze Familie mitgebracht, alle seine Hausgötter, nämlich drei alte Frauenzimmer. Ich glaube, sie haben gleich den Notar bestellt, damit das Verlöbniß in aller Form vor sich gehen kann.“

„Unsinn!“ sagt Esther und tritt mit ihm aus dem Thore und legt die kleinen Hände bittend auf seine Schulter. „Du gehst mit hinein, nicht wahr, Jaköbchen?“

„Fällt mir nicht ein!“ sagt der Bruder entschieden. „Ich wage mich nicht vor die alten Jungfern in ihrem jetzigen aufgeregten Zustand, und wenn Du mir wer weiß wieviel dafür geben wolltest; die würden mich am Ende gleich auch noch festhalten, und der Notar hätte zwei Contracte zu besiegeln.“

„Jakob, sind meine Haare ordentlich?“ und statt des Kammes fahren weiße Fingerchen durch die dichten Locken.

„Ganz außerordentlich; sie sehen so aus, als wenn die Hühner darauf herum spaziert wären.“

Unterdessen befindet sich Mr. Brandon mit seiner Mutter und seinen beiden ältlichen Schwestern im Wohnzimmer. Die Damen haben sich steif hingesetzt und warten. Das Warten ist immer eine fatale Sache, in welcher Form es auch erscheint, ob man mit hungrigem Magen auf das Mittagsessen wartet, oder mit Folterqualen im überfüllten Wartesaal beim Zahnarzt, gleichviel wie und wo. Robert ist wie auf Draht gezogen; den ganzen Morgen ist er schon auf und ab gegangen, und hier in dem kleinen Zimmer ist's nun vollends arg. Er schabt und kratzt mit seinen großen nägelbeschlagenen Stiefeln auf dem Fußboden hin und her und trommelt eine beliebige Melodie mit dem Papiermesser auf ein Buch, welches auf dem Tische liegt, bis seine Schwester Bessy in gereiztem Tone ausruft: „Aber, Bob, wie unruhig Du bist!“

Miß Elisabeth Brandon ist ungefähr zehn Jahre älter und vielleicht zehn Fuß kleiner als ihr Bruder; sie ist eben im Begriff „sauer zu werden“ wie Apfelwein, den man zu lange aufgehoben hat, oder wie

leichtes Bier beim Gewitter. Sie ist zwar nicht so gar sauer, die arme, kleine Jungfrau, aber vor zehn Jahren war sie milder und nach abermals zehn Jahren wird sie es wieder sein.

„Na gut!“ sagt Bob, „ich will ruhig sein“, und er hört mit Trommeln auf, um zwei Sekunden später ein neues, noch unleidlicheres Getöse zu beginnen, nämlich mit den Stuhlbeinen hin und her zu wackeln. Mrs. Brandon ist eben im Begriff zu sagen: „Glaubst Du, daß uns das Dienstmädchen auch wirklich angemeldet hat?“ als sich die Thüre öffnet und ein herziges Geschöpf herein kommt mit wirrem Haar, das in köstlicher Unordnung um große glänzende Augen hängt, eine Erscheinung, wie Bob wenigstens meint, so hold und süß, daß sie auf Rosenwölkchen getragen werden sollte, mit Cherubim und Seraphim als Schleppenträger, statt daß die kleinen Füße auf dem schäbigen Wachstuch und verschossenen Teppich gehen müssen.

„Mir — mir thut's so leid, ich fürchte, ich habe Sie lange warten lassen; ich habe Sie nicht“ (sie wollte eben sagen „so früh erwartet“, verschluckte aber diese Bemerkung mit richtigem Instinkt) „ich hörte es eben erst von Jakob, daß Sie hier seien“, sagt sie schnell und ihre Zuhörer merken auch gar nichts.

„Ich weiß nicht, was Ihr Herr Bruder von uns

denken wird, daß wir sein Haus so wie im Sturm nehmen, aber die Schuld trifft allein ihn, meine Liebe, er allein ist zu tadeln", sagt Mama Brandon, indem sie dem Sohne schelmisch zunickt, als wäre ihr die Idee sehr komisch, daß Esther überhaupt etwas an ihm zu tadeln finden könnte.

Mrs. Brandon ist eine alte Frau mit glattem, gutem Gesichte, aber mit einem abscheulichen alten Wetterdach von Kapuze auf dem Kopfe; sie küßt Esther, und die beiden Fräulein Brandon nähern sich ihr ebenfalls und drücken mit ihren spröden altjüngferlichen Lippen eine schwesterliche Begrüßung auf den rosigen Sammt von Esthers Wange. Bisher hatten sie das junge Mädchen noch nie geküßt, und Esther fühlt die Berührung, als ob plötzlich lastende Ketten sie umschlössen. Sie möchte laut aufschreien und weinen: „Was wollt Ihr von mir? Ich will ja gar nicht Ihre Tochter sein, Mrs. Brandon, noch Ihre Schwester, Miß Bessy; ich will nicht. Nehmt Eure Küsse zurück, wenn sie mir Fesseln schmieden sollen!" Wäre sie mit Robert allein gewesen, so würde sie das wahrscheinlich auch gesagt haben, ja sogar ohne Schwierigkeit, aber jetzt das auszusprechen, vor der alten Frau, das schien ihr unmöglich. Sie besaß die natürliche Schüchternheit der Jugend dem Alter gegen-

über. So, in ihrem Schweigen, ganz gegen ihren Willen, bekannte sich Esther zu der Familie Brandon.

Schweigend und beängstigt sitzt sie auf einem niedrigen Sessel, so weit als möglich von Robert entfernt. Vielleicht wird Esther einmal keine hübsche, alte Frau werden, sie wird auch selten gut auf der Photographie gelingen, aber wer kann es läugnen, daß sie das entzückendste Gemisch der köstlichsten, wärmsten Farben zeigt, wie sie so dasitzt im Glanze der hellen Sonne? Esthers Farben sind so frisch, so wunderbar weich und sammtartig, wie wir sie nur auf Blumen oder Schmetterlingsflügeln finden. Niemand spricht außer der Uhr, mit der kurztailligen Minerva darauf, und die sagt nichts Besonderes. Dann neigt sich die alte Frau zu dem jungen Mädchen und sagt mit liebevollem, leisem Tone: „Sie sehen, liebes Kind, der Robert hat uns Alles erzählt.“ Durch das breite Fenster fluthet ein Strom goldenen Lichtes über Mrs. Brandons Kapuze und Esthers Haar. Beides ist schwarz, aber, großer Gott, welcher Unterschied! Das arme Kind weiß nicht, was es antworten soll; sie wählt das kürzeste Wort und sagt einfach: „Ja“, halb zustimmend, halb fragend.

„Und so wollten wir denn keinen Augenblick länger warten, um Ihnen zu sagen, wie hocherfreut wir von der Aussicht sind, Sie, mein liebes, liebes Kind,

für uns zu gewinnen", fährt die alte Dame ermuthigend fort.

Esther schweigt. Ihre Augenlider scheinen auf ihrer Wange wie festgeklebt zu sein; sie fühlt mit innerstem Verdruß, daß sie verlegen und scheu, gerade wie eine richtige junge Verlobte aussieht.

„Ich bin eine alte Frau", endet Mrs. Brandon ihre Rede, von ihrer eigenen Beredsamkeit tief gerührt, „und ich habe nur wenig Jahre noch zu leben. Sie wissen, was der göttliche Psalmensänger David so lieblich sagt; aber ich hoffe, daß es mich Gott noch erleben läßt, meine Kinder glücklich und gesegnet zu sehen, als echte Diener dieser und jener Welt."

Und als sie so spricht, legt sie die Hand auf Esthers Köpfchen. Bob ist glücklicherweise nicht in der Nähe, sonst hätte sie die andere auf seinen Kopf gelegt, während die zwei kleinen Jungfrauen vom Sopha ihr „Amen" mit feiner Stimme dazu geben. Esther ist ganz ängstlich geworden. Ihr ist, als ob diese ganze Prozedur mit ihrer furchtbaren Feierlichkeit — die drei Frauen mit den ernsten Gesichtern — als ob das schon die Heirath selbst sei; ihre Gedanken fliegen angstvoll zu Jakob und dem Notar; nach dem „Amen" fühlt sie sich durchaus nicht mehr ganz sicher, ob ihr Name nun nicht auch „Esther Brandon" ist. Ein

wenig bebt sie vor Mutter und Schwestern zurück, doch nicht unfreundlich.

„Sie sind sehr, sehr gütig", sagt sie mit ihrer lieben, weichen Stimme, „und es ist so gut von Ihnen, gleich zu kommen, den langen Weg durch den Wald; aber ich glaube — ich fürchte fast, daß — da ein Irrthum waltet — es ist — noch nichts ausgemacht — noch nichts bestimmt. Ich sagte es Ihrem Sohne gestern ganz deutlich, aber ich fürchte, er hat mich doch nicht verstanden", endet sie mit einem vorwurfsvollen Blick auf den jungen Mann.

„Ich habe Sie wohl verstanden", ruft der arme Bob eifrig zu seiner Vertheidigung, springt auf und wirft einen Stuhl dabei um, ohne ihn wieder aufzuheben, „ich habe Sie verstanden und habe Mutter jedes Wort gerade so wiedergesagt, aber — aber sie wollte durchaus nur das darin sehen, was — was — wir Alle so sehr wünschen", endet er, beschämt und trostlos niederblickend.

Wieder eine Pause, dann erhebt sich Mama Brandon und streckt Esther die Hand hin, diesmal zum Abschied.

„Ich fürchte, ich bin in zu großer Eile gewesen, meine Liebe", sagt sie, indem sie sich bemüht steif zu sein. „Aber Sie müssen es mir schon verzeihen, Müt-

ter sind nun einmal von ihren Söhnen eingenommen, und ich konnte es mir nicht denken, daß Jemand es versuchen wollte, meinen Robert zu lieben, ohne daß es ihm gelingen müsse."

Aber Esther kann nicht um die Welt Jemanden ärgerlich oder verletzt von sich gehen lassen. Ich glaube, sie hätte einen Kobold selbst geheirathet, wenn dessen Mutter und Schwestern scheel gesehen hätten, wenn sie ihn ausgeschlagen.

„O nein, Sie dürfen nicht gehen!" ruft sie in ihrer herzlich dringenden Weise und hebt die kleinen Hände bittend empor. „Sie müssen mir nicht böse sein, ich wollte gewiß Niemand wehe thun. Ich will ja so gern eine der Ihrigen werden. Ich fürchtete nur, daß Sie mehr von mir erwarteten, als ich jetzt noch zu geben habe", sagt sie, und das Köpfchen sinkt wieder und die Wangen glühen wie eine Pfirsiche, welche die heiße Sonne einen ganzen Nachmittag lang geküßt hat.

Die Steifheit schwindet; Niemand kann lange steif sein bei Esther Craven, ebenso wenig wie ein Schneeball ein Schneeball bleiben kann in der Nähe des warmen Ofens.

„Wir wollen Sie nicht zwingen uns anzuhören,

wenn Sie es nicht selbst wünschen", sagt die alte Dame ernst, aber nicht unfreundlich.

„Ich weiß kaum, was ich wünschen soll", antwortet das junge Mädchen naiv in ihrer Verwirrung.

Darauf entfernt sich die neue Familie Esthers und Robert führt seine alte Mutter am Arm. Er würde mit ihr in der alten schwarzen Kapuze und den beiden altmodischen Jüngferchen hinterdrein getrost durch Londons volkreichste Straßen gezogen sein, selbst wenn er gewußt hätte, daß seine Kameraden beim Militair aus den Fenstern ihres Clubs auf ihn herab geblickt hätten. Er wußte in seiner Kinderunschuld nichts von den Launen der Mode.

„O meine Backen! Wie sie glühen!" ruft Esther und wirft sich auf die Bank in der kleinen Vorhalle nieder und drückt die kalten Epheublätter an ihr Gesicht.

„Du siehst allerdings aus, als ob Du Dein Gesicht eben aus dem Backofen gezogen hättest", erwidert Jakob mit brüderlicher Galanterie.

Jakob hat sich hinter den Büschen versteckt gehalten, ganz in der Weise, wie ein englischer Herr so gern seine Freunde empfängt, wenn sie ihm einen Besuch machen wollen.

„Weshalb kamst Du mir nicht zu Hülfe, Du un-

natürlicher Bruder? Was für eine Lage für mich, ganz allein mit den drei Gorgonen! Ach, mir schwindelt noch der Kopf, wenn ich an Mama's Kapuze denke!"

„Wenn sich Jemand eine Suppe eingebrockt hat, so ist es nur recht und billig, daß er sie auch allein aufißt. Vielleicht wirst Du in Zukunft vorsichtiger werden", entgegnet Jakob, der Philosoph.

„Aber ich sinke ja immer tiefer und tiefer in meine Suppe", sagt Esther, halb lachend. „O, Jakob, hättest Du nur all' die Lügen mit angehört, die ich genöthigt wurde zu sagen! Wahrlich, ich verdiente eben so schnell todt gemacht und begraben zu werden wie Ananias in der Bibel!"

Fünftes Kapitel.

Diese Welt theilt sich nun einmal in Arm und Reich, in solche, die sich bedienen lassen können, und in solche, die Alles selbst thun müssen. Zu der letzten Classe gehören auch die Cravens. An dem Nachmittag des vorher erwähnten Tages ist Miß Craven beschäftigt, etwas selbst zu thun, was sie gar gern andern Händen überlassen hätte. Sie sitzt an ihrer Nähmaschine, und ein Haufen Leinenzeug, zu Handtüchern zerschnitten, liegt neben ihr. So lange noch die Civilisation sich auf ihrer jetzigen lächerlichen Höhe behauptet, müssen die Menschen noch Handtücher haben, und noch herrscht ein thörichtes Vorurtheil für hübsche Säume, statt der gemüthlich ausgefransten Seiten. Im Gemüsegarten sind die Mägde eifrig mit Pflücken von Beeren beschäftigt, die eingekocht werden sollen. Der

Gärtner hilft ihnen dabei, und lustig schallt von dorther bisweilen das Gelächter, das irgend ein geistreicher Witz des Hülfreichen hervorruft. Esther, die ernsthaft und allein dasitzt, wundert sich, was wohl ein solch ungeheures Vergnügen hervorrufen könne. Wahrscheinlich würde sie, wenn sie es hörte, kaum etwas Lachenswerthes dabei finden. Wie heiß macht doch das Nähen! Wie viel hübscher wäre es, draußen im Garten sein zu dürfen, die Rosen zu besehen und die Knospen zu zählen! Ein Schatten verdunkelt die große Fensterthür, die vom Garten hereinführt, und Esther fährt erschrocken zusammen, ärgerlich über den Eintretenden, fast ehe sie noch weiß, wer es ist.

„Ich habe mehrmals geklingelt", sagt Robert Brandon entschuldigend, „aber Niemand machte mir auf."

„O, Sie sind's? Sie?" sagt sie mit nicht übertriebener Seligkeit im Tone ihrer Stimme; „unsere Leute sind stets nicht da, wenn man sie braucht. Sie sind alle im Garten, um Johannisbeeren zu pflücken; es wäre völlig ausreichend, wenn Eine dabei bliebe, aber die arbeiten nun einmal lieber in Gesellschaft."

„Ich kam nur, um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht einen Spaziergang mit mir machen woll-

ten", sagt er zögernd, denn ihr Empfang ist nicht sehr ermuthigend.

„Es ist viel zu heiß", sagt sie träge, lehnt das Köpfchen gegen die Stuhllehne und schließt die Augen, als ob sie eben einschlafen wollte.

„Im Walde ist's kühl", erwidert er eifrig. „Unter unsern Eichen ist's so kühl und schattig wie in der Nacht, und vom Bache her weht immer ein frischer Luftzug."

„Ich habe viel zu thun", sagt sie, gereizt durch seine Beharrlichkeit, indem sie dabei einen nicht gerade liebevollen Blick auf die ganze große, blondbärtige Gestalt ihres ländlichen Verehrers wirft. Er wagt nicht weiter in sie zu dringen, bleibt jedoch nachdenklich und unschlüssig am Fenster stehen.

„Es thut mir leid, daß Jakob nicht zu Hause ist", sagt sie endlich steif.

„Ich bin nicht um Jakobs willen hergekommen", entgegnet er einfach. Er tritt bei diesen Worten, obgleich sie ihn nicht dazu auffordert, näher und setzt sich in bescheidener Entfernung ihr gegenüber. „Lassen Sie sich durch mich nicht stören", sagt er bittend.

Sie nimmt ihn beim Wort und fährt in ihrer häuslichen Beschäftigung fort. Auf und nieder, auf und nieder geht der Fuß und hält das Rad in Be=

wegung; stich, stich, stich, arbeitet die Nadel in regelmäßigen Zwischenräumen. Wenn schon so anhaltendes Arbeiten an einem Julinachmittag heiß machen kann, wie viel mehr noch das Bewußtsein, daß uns Jemand dabei zusieht und jedes Zucken der Augenlider, jeden Athemzug gleichsam zu zählen scheint! Esther fühlt Roberts Augen beständig auf sich ruhen und endlich muß sie — fast wider Willen — aufblicken.

„Ich wünschte, meine Mutter könnte Sie so sehen!" sagt er mit glücklichem Lächeln. Robert Brandon trägt gewissermaßen, bildlich gesprochen, seine Mutter ebenso auf dem Rücken wie der fromme Aeneas seinen alten Papa Anchises in Wirklichkeit getragen hat. Esther hält eine Weile in ihrer Arbeit inne.

„Verzeihung, die Maschine macht solchen Lärm, ich habe wirklich nicht verstanden, was Sie sagten."

„Nur, wie ich wünschte, Mama könnte Sie jetzt sehen, Esther."

„Das Vergnügen hat sie ja schon oft gehabt. Weshalb wünschen Sie es denn gerade jetzt?"

„Sie würde sehen, wie geschickt und häuslich Sie sind."

„Da bin ich froh, daß sie mich nicht sieht; sie würde sonst eine falsche Meinung von mir bekommen. Diese Anfälle von Arbeitslust sind bei mir sehr vorübergehend."

„Ich werde ihr dann wenigstens sagen, daß ich Sie richtiger beurtheilt habe, als sie selbst es gethan hat“, sagt Robert triumphirend.

Esther lacht verlegen.

„Ich weiß nicht, ob Sie mir damit sagen wollen, daß Ihre Mutter eine sehr ungünstige Meinung über mich ausgesprochen hat.“

„Sie hält Sie für viel zu hübsch, zu lebhaft und —“, („frivol“ war das Wort gewesen, welches Mrs. Brandon angewendet hatte, aber Robert kann das nicht über sein Herz, noch über seine Lippen bringen) — „zu lebenslustig, als daß Sie an dem Einerlei einer einfachen Häuslichkeit Gefallen finden könnten.“

Esther schüttelt ungeduldig ihr reizendes Köpfchen, beißt sich auf die Lippen und setzt schweigend ihre Arbeit wieder fort, während er seine bewundernde stumme Wache weiter bei ihr hält. Nach einer Viertelstunde endlich, da er sich immer noch nicht rührt, findet es Miß Craven unerträglich; sie springt auf, schleudert die Arbeit fort und sagt plötzlich mit einer Art von gezwungener Ergebung:

„Ich will mit in den Wald gehen, wenn Sie es wünschen, obgleich da auch nicht viel zu sehen ist.“

„Ich bin vollkommen zufrieden, hier sitzen zu dürfen“, antwortet er mit unerschütterlicher guter Laune,

indem er mit glückseliger Unbefangenheit in ihr reizendes, ärgerliches Gesichtchen und auf den zierlichen Schnitt ihres einfachen Kleides blickt.

„Aber ich nicht“, entgegnet sie unfreundlich; „zu Hause ist's erstickend heiß heute; bitte, führen Sie mich so schnell als möglich zu jenem gerühmten frischen Lufthauch, von dem Sie sprachen; ich habe heute davon noch nichts gemerkt.“

Sie holt ihren runden Hut und setzt ihn auf; sie guckt nicht einmal in den Spiegel im Vorbeigehen, so gänzlich gleichgültig ist es ihr, ob er schief oder gerade sitzt.

Der Wald rings um Glan-yr-Afon ist so wunderlich in seinem Blätter- und Blüthenschmuck wie eine schöne, eitle Frau. Vor drei Monden noch, da war Alles blau von Traubenhyazinthen, — was konnte wohl lieblicher sein? — nun ist der Boden mit duftigem Gras und bunten Blumen wie gestickt, und purpurne Orchideen heben die schlanken Köpfe empor. Ein gar köstliches Chaos von Laubgezweig und Blätterfülle, von Blumenschmuck und Moosteppich ist dieser Wald mit seinen seltsam verschlungenen, oft schmalen Pfaden.

„Wollen wir nicht lieber Arm in Arm gehen?“ fragt Esther spöttisch, wie sie so schweigend neben ein-

ander herschreiten. „Ich glaube, so gehört es sich in derartigen Fällen; wenigstens führen sich Hanne, unsre Köchin, und ihr Schatz jeden Sonntag Abend.“

Er wendet sich rasch zu ihr; ehrliches Entzücken leuchtet in seinen Augen.

„Meinen Sie das wirklich?“

Sie ist beschämt und besänftigt durch die rührende Freude in dem guten, hübschen Gesichte — einem Gesichte, welches viel mehr noch als hübsch sein würde, wenn nur irgend ein gewaltiges, erschütterndes Erlebniß darüber hingegangen wäre und den Ausdruck darin vertieft, oder ein paar Monate stürmischen Lebensgenusses die überkräftige Blüthe desselben gedämpft hätten.

„Nein, nein, ich machte nur Spaß.“

„Wollen wir uns hierher setzen?“ fragt Brandon, indem er auf eine Moosbank unter einer prachtvollen, dichtbelaubten Eiche zeigt. „Sehen Sie, habe ich nicht Recht? Kaum ein Sonnenstrahl kann hindurch dringen, und hören Sie nicht das Gemurmel des Baches dort unten?“

Esther sieht hin, horcht auch, aber die ganze Lage mißfällt ihr; das Plätzchen ist ihr zu abgelegen, zu sentimental.

„Ich dächte, hier sähe es sehr „ohrwurmig“ aus.“

„Neulich noch sagten Sie, das wäre ein Plätzchen für Liebende“, ruft er überrascht.

„Und so ist's auch; aber eben deshalb will ich warten, bis ich würdiger bin, darauf zu sitzen.“

Endlich findet Esther einen Ruheplatz, der ihr besser zusagt, im Angesichte der großen Chaussee von Naullan, der nächstliegenden Stadt, auf welcher beständig Marktweiber, Kohlenwagen, Arbeiter u. s. w. hin und her gehen, die kein unbeachtetes Liebesgeflüster zulassen.

Die Sonne sinkt zwischen den Birkenstämmen, die sich an den mächtigen Felsblock lehnen, zu dessen Füßen das junge Mädchen im grünen Moos, von Blumen umgeben, sitzt. Tief unten murmelt der Bach. Tanzende Lichter spielen gleichsam Haschen auf Esthers Haar und Kleid und auf der lang ausgestreckten Gestalt Roberts, der völlig zufrieden und beglückt der Dame seines Herzens zu Füßen liegt. Eine lange Stunde — vielleicht noch eine muß verbracht werden in dem Bestreben, Robert gern zu haben! Sie denkt das und — gähnt.

„Das ist schon das siebente Mal, daß Sie gegähnt haben, seit wir hier sitzen“, sagt der Liebende vorwurfsvoll und zärtlich.

„Ja, und wenn Sie aufpassen, wird's bald wieder geschehen."

„Sie gähnten ja zu Hause nicht."

„Da hatte ich meine Arbeit." Sie streckt die Arme aus, als wollte sie die warme Luft umfangen. „Ohne Arbeit kann man sich eine Frau nicht denken."

„Wie den Mann nicht ohne Cigarre", sagt Robert, ein männliches Beispiel anführend.

„Davon weiß ich nichts", entgegnet Esther. „Ich glaube kaum, daß es noch ein weibliches Wesen giebt, das so wenig Männer kennt als ich."

„Sie sind noch so jung", sagt Brandon tröstend.

„Vorigen Mai bin ich siebzehn geworden, wenn Sie das so übertrieben jung nennen wollen."

„Sie sind acht Jahre jünger als ich."

„Wirklich?" sagt sie gleichgültig.

„Ja, und ich freue mich dieses Altersunterschieds."

„Weshalb?"

„Weil Sie mich dann desto sicherer überleben werden."

Sie beachtet die sentimentale Wendung nicht. „Ach, Frauen werden immer sehr alt. Wenn ich mein Leben hier verbringe, werde ich es wahrscheinlich wie eine Schildkröte bis zu hundert Jahren bringen."

„Aber Sie werden nicht immer hier bleiben", ruft er eifrig.

Sie zuckt die Achseln. „So lang als Jakob unverheirathet ist, bleibe ich hier."

„Das wird nicht lange dauern. Ein Landmann braucht eine tüchtige Frau mehr als —"

„Ein Soldat" unterbricht sie ihn spöttisch.

Er lacht; er ist viel zu warm, zu faul, zu glücklich, um durch ihre üble Laune beleidigt zu werden, und hascht nach einer Mücke, die eben seine Nase bearbeiten will.

Und wieder eine lange Pause. Sie denkt: ist denn noch immer die Stunde nicht herum? Die braunen Bienchen summen hin und her, oft dicht an Esthers lockenden Sammtwangen hin, die sie für Blüthenblätter halten, bis der warme Lebenshauch des Mundes sie verscheucht. Ein Heupferd zirpt im Grase, hell klingt das in der Abendluft.

„Hören Sie nur das Zirpen!" sagt Esther, nur um etwas zu sagen. „Was das kleine Thier für einen Lärm macht!"

Aber Robert Brandon hat für derartige Naturstudien keinen Sinn. Er kriecht auf Gras und Blumen nur noch näher zu ihren Füßen hin und sagt: „Esther, Mutter hofft, Sie recht, recht oft bei sich zu sehen."

„Ihre Mama ist sehr gütig“, entgegnet sie trocken.

„Sie hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, wie sehr es sie freuen würde, wenn Sie an den Abenden theilnehmen wollten, an welchen die Mädchen vorlesen —“

„Das würde meiner Bildung sehr forthelfen, meint sie, nicht wahr?“ unterbricht sie ihn. „Das wäre zwar sehr nöthig, aber ich lasse Jakob nicht gern allein zu Hause.“

„Mit ihm freilich haben Sie immer viel zu sprechen“, sagt Robert mit einem leisen Seufzer bei dem „ihm.“

„O nicht immer, oft sitzen wir mäuschenstill, in höchst geselliger Schweigsamkeit.“

„Wie lieb haben Sie den Jungen!“ sagt Robert mit eifersüchtigem Ton.

„Er ist das einzige Wesen auf Erden, ohne das ich nicht leben könnte!“ entgegnet sie kurz und wendet den Kopf ab.

Es giebt Menschen, die wir so zärtlich lieben, daß wir von ihnen kaum sprechen können, ohne daß uns die Thränen nahe sind.

„Ich würde mich fürchten, so etwas von Jemandem zu sagen“, sagt Bob einfach, „aus Angst, daß ich ihn doch verlieren könnte.“

„Und was in aller Welt habe ich denn außer ihm?“ ruft sie leidenschaftlich; ihr sanftes Gesicht ist

wie in Glut getaucht und ihre Augen strömen über von Zärtlichkeit. „Ohne Vater und Mutter, ohne Verwandte, ohne Vermögen! Jakob giebt mir Alles, ersetzt mir Alles, ohne ihn wäre ich das elendeste, ärmste Bettelmädchen oder säße im Armenhause."

Robert hustet nur.

„Ich denke oft, daß er viel zu gut ist für diese Erde", sagt das junge Mädchen wieder, indem sie eine Blume zerzupft und gedankenvoll die Blätter verstreut.

Bob ist etwas verlegen. Seine Wahrheitsliebe und der Wunsch, sich ihrer Meinung anzupassen, kommen hier gewaltig in Collision.

Aber er ist klug genug, über die Vortrefflichkeiten des jungen Craven lieber ein Stillschweigen zu beobachten, und er hat es auch nicht nöthig zu sprechen, denn die Schwester fährt in ihren Betrachtungen fort.

„Und wie viel mag ihm mein Unterhalt kosten, gewiß recht viel!"

„Wenn Sie bei mir sind, werden Sie ihm keine Kosten mehr machen", sagt Robert, sie schmachtend anblickend.

„Da müßte er mich doch wieder ausstatten und den Hochzeitskuchen noch dazu geben."

„Davon würde ich ihn dispensiren."

„Wirklich?" sagt sie scherzend. „Ich nicht, mir scheint das immer das Hübscheste bei der ganzen Hochzeit zu sein."

„Sie sollen Alles haben, Esther."

„Dann würde ich Ihnen theuer zu stehen kommen", entgegnet sie und lächelt ihn an, und wenn auch dies Lächeln kühl und nur eben dankbar ist, so ist es doch eins und ihn beseligt und ermuthigt es so, daß er stotternd sagt:

„Wenn Sie keine Zeit haben, zu uns zu kommen, darf ich — dann wohl bisweilen ein Stündchen des Abends bei — bei Ihnen und — und Jakob zubringen — wenn ich nicht störe?"

Der Sonnenschein auf dem lächelnden Gesichte schwindet, sichtbarer sogar als ihr lieb ist.

„Natürlich", sagt sie gezwungen, „wir werden uns immer freuen, Sie zu sehen."

„Ich würde auch nicht zu oft kommen", sagt der arme junge Mann bescheiden, „einmal vielleicht in der Woche, nur daß wir uns ein wenig besser kennen lernen; Mutter sagt — —"

„Bitte, heute nichts mehr von dem, was Ihre Mutter gesagt hat, sonst haben Sie morgen davon nichts mehr übrig", unterbricht ihn Esther lachend, springt auf, jagt die Mücken mit ihrem Taschen-

tuche fort und blickt auf den Löwen zu ihren Füßen. Dann rupft sie eine der Blumen ab, die wie eine Wolke zerfließen, wenn man daran bläst, und zählt: „Eins, zwei, drei — s' ist Zeit nach Hause zu gehen — fort!"

„Mir scheinen es nur fünf Minuten zu sein, seit wir herkamen", sagt Robert mit einem tiefen Seufzer, indem er den langen, zerdrückten Streifen von Gras und Blumen zum Abschied betrachtet.

„Meinen Sie?" ruft Esther mit weit geöffneten, erstaunten Augen.

So wandern sie durch den duftigen Wald nach Hause und an dem Pförtchen trennen sie sich. Er hätte wohl gern das Händchen*) gedrückt, ja vielleicht hatte sich seiner Phantasie sogar eine noch kühnere Art des Abschieds vorgespiegelt, aber ein freundliches Nicken war Alles, nicht einmal eine Einladung einzutreten. Wie gern wäre er da geblieben! Langsam tritt er den Heimweg an. Sie blickt ihm nach, aber nicht mit Augen der Liebe, sondern der Kritik.

„Diese Stiefeln!" Das ist ihr letzter Gedanke an den Verlobten, ehe sie wieder in's Haus tritt.

*) Köpfchen, S. 21. Hälschen, S. 43.
Füßchen, S. 22 Händchen! Gesichtchen, S. 59
Näschen S. 29 Stimmchen S. 81
Mündchen S. 30 Herzchen S. 123
Fingerchen S. 33 Öhrchen S. 131
Mäulchen S. 228

Sechstes Kapitel.

„Die Ernte ist vorüber, der Sommer ist dahin.“ Jakob und Esther sitzen beim Frühstück; draußen duften und blühen die Geranien in der Morgensonne, und die Mücken tanzen ihren lustigen Reigen.

Esther in ihrem rothgeblümten Kattunkleide sieht so frisch wie ein Mairöschen aus. Jakob liest seine Briefe, die alle wie Rechnungen und Circulare aussehen. Eben hat er die Lectüre beendigt, das letzte blaue Couvert in der Hand zerdrückt und in den leeren Kamin geschleudert und fährt nun in einem unterbrochenen Gespräch mit der Schwester also fort:

„Ich weiß nicht, was Du mit dem Menschen angefangen hast. Früher war er doch noch genießbar. Uebertrieben geistreich war er ja nie, aber man konnte doch wenigstens ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen.

Jetzt aber sitzt er da und starrt Dich an und weiß kein Wort zu reden."

„Ich habe ihm wahrlich nicht die Zunge ausgeschnitten, wenn Du das etwa meinst", sagt Esther, verlegen lachend. „Vielleicht geht's ihm aber nur wie den Vögeln, er wird schweigsam gegen das Ende des Sommers."

„Und weshalb Du ihn immer hinter Dir herlaufen läßt, das begreife ich nicht", fährt Jakob ärgerlich fort. „Ich denke mir das doch ganz entsetzlich, immer so einen langen Schlagetodt hinter sich her zu schleppen."

Esther schweigt; ihr Köpfchen sinkt tiefer, bis die kleine Nase fast auf den rosigen Fingern liegt.

„Wenn Du ihm nur", spricht er weiter, indem er sich ein tüchtiges Stück Fleisch nimmt, „jetzt seinen Abschied geben wolltest, so bin ich überzeugt, er würde in vierzehn Tagen wieder ganz vernünftig sein wie früher."

„Glaubst Du das wirklich?" versetzt Esther gereizt und hebt Näschen und Augen hoch empor.

Welche Frau hörte es wohl gern, daß man ihre Macht so gering schätzt?

„Und willst Du ihm nicht selbst den Handel aufkündigen, so laß es mich statt Deiner thun", sagt der Bruder großmüthig. „Ich würde zu ihm sagen:

Mein lieber Junge, es hilft Dir nun einmal nichts, sie liebt Dich nicht, laß sie laufen."

„Wie überaus zart und fein!" ruft Esther ironisch.

„Besser die Wahrheit ehrlich gesagt als Verstecken gespielt."

„Und wer sagt Dir denn, daß ich ihn nicht ein wenig lieb habe?" entgegnet Esther zögernd und erröthend.

„Eben so gut glaube ich daran, daß die Kuh über den Mond wegspringt", sagt der ungläubige Bruder.

„Ich weiß nicht, ob's ihr gelingen wird, mir aber ist's gelungen", erwidert sie ernsthaft.

Jakob hält die Hand vor den zukünftigen Schnurrbart, um sein Lachen zu verbergen.

„Ich glaube immer mehr und mehr an die Aehnlichkeit zwischen einem Mädchen und — einer Wetterfahne", sagt er endlich.

Das ist denn doch zu viel für Esthers Geduld. Wild fährt sie auf.

„Wenn Du Dich nur über mich lustig machen willst, so laß mich in Ruhe!" ruft sie. „Warum willst Du mir denn nicht glauben?"

„Liebe Essie", sagt Jakob, indem er aufspringt, ihre beiden Hände faßt und tapfer dagegen ankämpft, nicht laut aufzulachen. „Da bin ich; ich will Alles

glauben, was Du mir sagst, ich schwöre es bei — bei der heiligen Feuerzange!"

„Weshalb sollte ich ihn denn nicht gern haben? Was ist denn so hassenswerth an ihm, daß es unmöglich wäre, ihn lieb zu gewinnen?" fragt die thörichte Kleine unter Schluchzen.

„Nichts, durchaus nichts — ausgenommen seine — Stiefeln vielleicht —"

„Ja", sagt sie, unter Thränen lachend, „die sind scheußlich, sie verfolgen mich im Traume sogar."

„Aber er sieht das nicht etwa ein, das glaube nur ja nicht. Neulich noch hat er mir seinen Schuhmacher höchlichst angepriesen und warm empfohlen," lacht der Bruder.

„Aber — aber — die Stiefeln machen doch nicht den Mann", sagt Miß Esther zaghaft; „glücklicherweise lassen sie sich doch von einander trennen."

„Er ist wenigstens nicht drin geboren, meinst Du? Ich glaube es auch nicht; das wäre ja noch schlimmer wie bei Richard III., der alle seine Zähne mit auf die Welt brachte, war's nicht so?"

„Wahr ist's allerdings, was Du so oft sagst", fährt Esther fort, indem sie sich auf dem Stuhle hin und herwiegt; „er ist ganz entsetzlich langweilig, und oft bringt mich das ganz außer mir, aber im Grunde

bin ich doch zu der Ueberzeugung gelangt, daß es sich mit solchen Menschen am besten leben läßt."

„Also Du denkst daran, mit ihm zu leben, wie? Vor kurzer Zeit noch, als Du mich über Deine Zukunftspläne zu Rathe zu ziehen die Gewogenheit hattest, wolltest Du ja Vestalin bleiben bis zum Ende Deiner Tage."

„Als eine Zufluchtsstätte für's Alter sehe ich diese Verbindung an; Du wirst mich ja nicht ewig um Dich haben mögen", sagt sie mit traurigem Lächeln.

„Wie Du willst", sagt Jakob und faltet die Zeitung mit großem Geräusch auseinander; „was Dir gefällt, wird auch mir recht sein. Nur sei so gut, mir bei Zeiten den Hochzeitstag anzugeben, da ich durchaus einen neuen Rock haben muß. In dem, der von Onkel John's Begräbniß herstammt, kann ich doch nicht gut erscheinen, wie?"

Wer vermag zu sagen, ob nicht im „Sturm" von Shakespeare, wenn weder Ferdinand noch irgend ein anderer schöner Prinz erschienen und Miranda immer allein mit ihrem Vater und den Erd- und Meergeistern geblieben wäre, sie doch nicht am Ende gar Caliban geliebt hätte? Esther wenigstens, wenn sie in solcher Lage gewesen, hätte es sicher gethan; ihre zarten Arme würden dem haarigen Ungeheuer

Scheite zugeschleppt haben, sie würde ihn mit liebkosenden Namen genannt und theilnehmende Fragen nach seiner edlen Dame Sycorax gethan haben.

Das Verlangen nach Liebe ist stark in uns Allen; in diesem Mädchen jedoch war es fast zur Tollheit geworden, und hierin haben wir auch den Schlüssel zu den vielen Thorheiten, die wir sie im Verlaufe unserer kleinen Erzählung werden begehen sehen, zu suchen. Wäre es nach ihrem Willen gegangen, so hätte Jeder, Mann, Frau und Kind, jede Kuh, Kalb, Hund und Katze, die ihr begegneten, sie mit Freuden kommen und mit Thränen gehen sehen. Und dazu füge man noch die im Sommer stets gesteigerte Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Seele, die wenigstens den Mond mit uns bewundern kann.

Mein lieber Leser meint zwar, Esther sei ja nicht allein, sie habe ihren Bruder; aber der machte bei der Betrachtung des Mondes höchstens Wetterstudien; zu wissen, ob die Rüben durch den Hof, den die hehre Königin der Nacht um sich zog, leiden könnten, daran war ihm viel mehr gelegen als an ihrem Silberglanz. Und außer Jakob war in der ganzen kleinen Welt Esthers kein männliches Wesen, mit dem sie Robert hätte vergleichen können, außer dem Schäfer, Gärtner und Milchmann. Diese aber überragte er an leiblicher

und geistiger Größe bedeutend. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn ihr der Gedanke, Brandon aufzugeben, jetzt bereits ganz unmöglich schien.

Robert ist durchaus nicht ihr Ideal — mit siebzehn Jahren hat man gewöhnlich ein dunkelhaariges Ideal, mit feurigen, schwarzen Augen, die sich in den Grund der Seele zu bohren scheinen. Brandon aber ist strohblond und hat große blaue Augen, die stets aussagen, was er denkt, während das Ideal eine „Welt von Geheimnissen" zu bergen hat. Roberts Gesichtsfarbe ist gesund, die des Ideals „von des Gedankens Blässe angekränkelt." Robert betet und glaubt als frommer, strenggläubiger Christ, während Esthers Ideal — über ernste Dinge leichtsinnig denkt und spricht. Von den Pfeilen der gefährlichen Augen des Ideals getroffen, liegen die weiblichen Opfer zu Haufen darnieder; des guten Robert Opfer kann man nicht zählen, weil — eben keine da sind.

„Je ne comprends pas l'amour sans effroi", sagt ein französischer Schriftsteller. Und so ist's in der That. Wir lassen uns lieber beherrschen, wir wollen unterjocht sein, wir blicken lieber auf, beten lieber an, als daß wir uns anbeten lassen und dabei hinunter blicken müssen...

Folge mir, lieber Leser, an diesem August-Sonntag durch den Wald von Glan-yr-Afon nach Plas Berwyn

— von Esthers Heimath in die Roberts. Der Weg dahin ist ein schmaler Fußpfad, über den die Gräser und Farrenkräuter in wilder Schönheit wuchern. Die Aepfelchen in dem kleinen Obstgarten von Plas Berwyn fangen schon an, sich zu röthen; die gelben Stoppelfelder verkünden den Schluß der Ernte, und wohlgethürmt stehen die stolzen Kornfeime auf Mrs. Brandons kleinem Gebiete.

Mittag ist vorbei; der Pastor hat aus dem alten, scheunenartigen Gebäude, das er seine Kirche zu nennen beliebt, soeben seine Heerde entlassen, und die Köpfe sind voll von unverstandenen Phrasen, die ihr Seelenhirt ihnen zum Heile, wie er meint, gepredigt hat.

Plas Berwyn ist ein Haus von ungefähr gleicher Größe wie Glan-yr-Afon, aber die Zimmer sehen bei Weitem nicht so groß aus: sie sind voll von großen Gegenständen und großen Menschen. Da stehen im Eßzimmer ein breiter Tisch, ein gewaltiges Büffet, alles von massivem Holze, viele Stühle — alles Ueberreste eines früher größeren Haushaltes. Es liegt eine Art von Feierlichkeit über dem ganzen Gebäude; nichts von dem Duft und dem Glanz und der Melodie, die Jugend und Frohsinn unwillkürlich verbreiten.

Die meisten Menschen sind Sonntags verdrießlich und ungewöhnlich hungrig. Ich weiß nicht, wie das

kommt, aber man beachte nur einmal seine nächsten Bekannten und man wird es bestätigt finden. Auch die Brandons sitzen beim Essen. Freilich ist es sehr einfach und kalt — denn am heiligen Sabbath darf hier keine gekochte Kartoffel sich blicken lassen — kaltes Fleisch, kalter Apfelpudding ist das Einzige, was man verantworten kann. Denn natürlich muß am Sonntag-Morgen Plas Berwyn wie ausgekehrt erscheinen: Mutter, Sohn, Töchter, Magd, Alles geht in die Kirche, die Hausthür wird geschlossen, der Schlüssel in Mrs Brandons Tasche verwahrt.

Die Brandons lieben es sonst durchaus nicht, in der Mitte des Tages zu speisen, aber gerade weil sie es nicht lieben, thun sie es am Sonntag stets. Jedermann weiß, wie fatal der Eßgeruch im Zimmer ist, und eben deshalb sitzen die Brandons jeden Sonntag hindurch im Eßzimmer. Sonntag ist für sie eine Art Verbindung von Aschermittwoch und Charfreitag. Am Abend vorher steckt Miß Bessy alle Romane und Novellen, die auf den Tischen liegen, in die Schublade des großen Sekretairs, aus der sie erst am Montag wieder erlöst werden, und legt einige Erbauungsbücher und Tractätchen auf.

Die Familie Brandon hat in diesem Augenblicke ihre Sonntagsgesichter und Sonntagskleider an, und

die stehen ihnen herzlich schlecht. Nur wenig Männer nehmen sich im Feiertagsgewande gut aus. Weiß der Himmel, wie es kommt, aber ein schwarzer Anzug zeigt die Mängel des edlen Schneiderhandwerks viel entsetzlicher als ein heller. Das Gewand, welches Robert Brandons breite Schultern umhüllt, würde einem Londoner Kleiderkünstler Thränen entlockt haben. Was dann Mrs. Brandon betrifft, so trägt sie eigentlich fast immer ihr Sonntagsgesicht, was übrigens hier durchaus kein Tadel sein soll; es ist stets ehrbar und durch keine unziemliche Heftigkeit verzerrt. Auf ihrer Brust prangt das Miniaturgemälde des seligen Brandon, so groß wie eine Theetasse. Es ist schon sehr lange her, seit er gestorben ist, doch so lange sie lebt, läßt sie, wie ein altes Wirthshaus, ihr Schild vorn aushängen.

Einander gegenüber, sich ziemlich ähnlich, sitzen die Fräulein Brandon, in melancholischen, graulichen Stoff gekleidet, von einer fast unbestimmbaren Farbe, mit kleinen glattgespannten Scheiteln über den Ohren und winzigen Chignons im Nacken. Ihre kleinen Gestalten ohne Fülle, die langen Schmachtnasen und sanften Augen kennzeichnen sie als die Krone der Jungfrauen, denen St. Paulus die Palme zuspricht. Die Sonntags-Literatur liegt wohl ausgebreitet neben

ihnen; nur das kalte Rindfleisch hat sie augenblicklich ihrer Lectüre entzogen.

„Schneide einige große Stücke ab, lieber Bob, die werden dem alten John Owen gut thun“, sagt Mrs. Brandon mit ihrer gutmüthigen, wackligen, alten Stimme.

„Wir können sie ja im Vorbeigehen bei ihm abgeben; Bob kann sie tragen“, sagt Miß Bessy gebieterisch.

Robert schweigt.

„Bob scheint nicht gern ein Körbchen tragen zu wollen; er glaubt, es könne seinem Rufe schaden.“

„Den Kuckuk auch!“ sagt Bob lachend. „Wenn ein Mann brav und rechtschaffen ist, so kann er meinetwegen mit einem Kinderwagen durch die Hauptstraße in London gehen, s'schadet ihm nichts; aber, um die Wahrheit zu sagen, ich gehe heute Nachmittag nicht mit in die Kirche.“

„Nicht in die Kirche! Nicht in die Kirche!! Nicht in die Kirche!!!“ tönt es von drei Seiten in den verschiedensten Tonarten und Betonungen.

Robert fühlt das Gewicht der öffentlichen Meinung schwerlastend auf sich ruhen, aber wie ein Mann hält er fest an dem einmal gefaßten Vorsatz.

„Heute nicht, Mutter. Esther sagte, sie würde

heut' Nachmittag einmal herkommen, um Euch Allen Adieu zu sagen, und da es ihr letzter Tag ist, so meinte ich, wäre es doch natürlich, wenn ich so viel als möglich noch von ihr haben wollte."

„Was in aller Welt meinst Du denn, Bob? Wird das Mädchen heut' Nacht sterben?" fragt Miß Bessy scharf.

„Gott verhüte das!" ruft er schaudernd. „Wie kannst Du nur so etwas Entsetzliches sagen? Aber sie verreist auf acht oder vierzehn Tage, sie geht auf Besuch zu Bekannten."

„Geht fort, ohne das vorher zu erwähnen?"

„Geht gerade jetzt fort?"

Diese Sätze kommen aus zwei Mündern zu gleicher Zeit.

„Ueberrascht es Dich, Mama, daß sie uns nicht gesagt hat, daß sie verreist?"

„Sagt sie uns denn überhaupt jemals etwas? Macht sie uns je zu ihren Vertrauten?" sagt Miß Bessy mit milder Bosheit.

Bosheit ist an Sonntagen gestattet, obgleich heiße Kartoffeln und Romane verboten sind.

„Sie hat es bis gestern selbst noch nicht gewußt", sagt Bob kurz, wüthend in das Rindfleisch hineinsäbelnd.

„Aber wer sind denn diese plötzlich herbeigezauberten Bekannten? Wie heißen sie denn? Wo wohnen sie? Sag' uns doch Alles, was Du weißt, lieber Junge", sagt die Mutter freundlich, denn sie sieht, daß er verdrießlich ist.

„Sie heißen Sir Thomas und Lady Gerard; es sind alte Freunde von dem verstorbenen Vater der Cravens und leben in —shire; das ist Alles, was ich von ihnen weiß."

„Doch rechtliche alte Leute, hoffentlich? Wird das nicht sehr langweilig für so ein junges lebhaftes Ding wie Esther sein, allein mit den zwei Alten?"

„Es ist jetzt eine junge Dame ihres Alters zum Besuch dort, ich glaube eine Mündel des Sir Thomas."

„Eine Mündel! — O!"

„Und auch ein Sohn."

„Ein Sohn! O! — O!"

„Na, was ist denn daran? Weshalb soll denn kein Sohn da sein? Ist denn das so etwas Schreckliches?" fragt Robert mit etwas erhöhter Stimme.

„Gar nicht! S'ist besser, als wenn eine Tochter da wäre! Der kann sich besser in der Welt durchschlagen. Doch weiß ich durchaus nicht, von was oder von wem Ihr sprecht", ruft plötzlich eine junge, fröhliche Stimme, der sofort ein dunkles, reizendes Köpfchen

unaufgefordert an der Thür folgt. „O, ich sehe, Ihr seid noch bei Tische, so will ich draußen bleiben, bis Ihr fertig seid; denn es ist so häßlich, wenn Einem Jemand beim Essen zuguckt, nicht? Ich wenigstens hasse das.“ Und das Köpfchen und das Stimmchen verschwinden hastig, wie sie gekommen.

Eine wärmere Gluth färbt Roberts braune gesunde Wange. Tranchirmesser und Gabel wirft er mit Geklirr auf die Seite und jagt der niedlichen Vision nach, indem er die Thür mit Gekrach hinter sich zuwirft, so daß die zimperlichen Schwestern vom Pferdehaarpolster ihrer Stühle hoch in die Höhe fliegen wie getrocknete Erbsen. Gleich darauf bringt er sie im Triumph zurück.

„Also unser liebes Kind will uns verlassen?“ sagt Mrs. Brandon, indem sie Esthers junge weiße Hand in ihre runzlige, alte nimmt.

„Ja, ich fürchte, daß ich's thun muß. S'ist recht langweilig, nicht?“ sagt Esther, indem sie sich bemüht, ihr rundes Gesichtchen so lang als möglich zu ziehen und betrübt auszusehen.

„Wenn es Ihnen so langweilig ist, weshalb gehen Sie denn dann überhaupt hin?“ fragt Miß Bessy trocken.

„Weil es wirklich Noth thut, daß ich ein paar

Bekanntschaften mache; Jakob und ich, wir kennen keinen einzigen Menschen; Sie ausgenommen, natürlich", fügt sie glücklicherweise noch hinzu.

„Wenn Sie erst so alt sein werden wie ich, liebes Kind", sagt Mrs. Brandon, ihren Kopf schüttelnd, daß die steifen Haubenstreifen ordentlich rasseln, „dann werden Sie erst einsehen, daß einige gute Freunde mehr werth sind als eine ganze Menge oberflächlicher."

„Vielleicht werden das aber gute Freunde!" sagt Esther. „Wer weiß? Es giebt doch gewiß viel mehr gute Menschen in der Welt als schlechte; so bin ich also im Vortheil."

„Man hat uns ja ausdrücklich verboten zu urtheilen", hebt Miß Bessy mit christlicher Ergebung an, „sonst — doch die Glocken läuten schon; komm, Jane, wir müssen unsre Hüte holen!"

Siebentes Kapitel.

Noch fünf Minuten und man sieht drei große braune Sonnenschirme, einen großen schwarzen und zwei kleine graue Hüte sich langsam den Hügel hinunter zum Hause der Andacht bewegen. Die jungen Leute haben Plas Berwyn für sich ganz allein. Bob hat seinen Willen durchgesetzt, trotz Bessy's noch als Scheidegruß zugeflüsterten Worten, daß er über dem Geschöpf den Schöpfer vernachlässige.

„Bim, bam! bim bam!“ ruft Esther fröhlich und hüpft wie ein Kind in der Stube umher, während die Glocke fort und fort klingt. „Horchen Sie nur, Robert, wie deutlich das schallt: bim, bam! bim bam! O da liegen dic guten Bücher! Halt, ich will die Buchzeichen wo anders hinein legen.“ Gesagt gethan, und sorgfältig macht sie dann die Bücher wieder zu.

„Wie übermüthig Sie heute sind, Essie!“ sagt Bob, der auf dem Fensterbret sitzt und ihr zusieht, wie etwa ein Kind einem Schmetterlinge. „Ich glaube, das kommt daher, weil Sie mich jetzt auf einige Zeit los werden.“

„Vielleicht“, entgegnet Esther flüchtig. „Es ist auch gut, daß ich endlich einmal etwas anderes zu sehen bekomme als immer nur Glan-yr-Afon und Plas Berwyn, etwas Abwechselung im Leben ist nothwendig. Vielleicht komme ich wieder wie jene Feldmaus, die froh war, als sie den Gefahren des vornehmen Lebens entronnen, und bin wieder glücklich und zufrieden bei Käse und Talglicht; vielleicht auch“, — sagt sie mit schelmischem Augenblinzeln und schwingt ihr Sonntags-hütchen am Bande hin und her — „vielleicht sehe ich Jemand, der mir besser gefällt wie Sie, und komme dann gar nicht wieder.“

„Still, still!“ ruft er hastig und hält ihr den Mund zu. „Sagen Sie nur das nicht, das kündet Unheil. Ich würde mir auch nicht so viel daraus machen, wenn Sie so sprechen, wäre es nur nicht so entsetzlich wahrscheinlich.“

Esther wird sehr ernsthaft.

„Ich wünschte wirklich, Sie hätten mich nicht so lieb!“ sagt sie. „Ach, bitte, versuchen Sie es, mich

nicht so gern zu haben, sonst komme ich mir immer wie eine Betrügerin vor, die annimmt, ohne zu zahlen."

„Ich wäre das vielleicht früher im Stande gewesen, wenn Sie ernstlich darauf bestanden hätten; ich hätte es überwinden müssen, wie auch mancher Andere so etwas tragen muß; aber jetzt — —"

Er hat ihre beiden kleinen Hände ergriffen und hält sie fest, da sie vor ihm steht. Ihre Hände zu fassen, ist bis jetzt das einzige Privilegium des Verlobten geblieben; noch nicht einmal haben Roberts Lippen die Esthers berührt. Sie schilt das einen albernen häßlichen Gebrauch, um nichts besser als das Nasenwetzen der Bewohner der Fidschi-Inseln.

„Aber jetzt? Was? Beenden Sie Ihren Satz, bitte", sagt die kleine Gefangene lustig.

„Esther, ich wünschte, diese alten Freunde Ihrer Familie hätten keinen Sohn."

„Was für Freunde?"

„Diese Gerards."

„Weshalb denn? Glauben Sie vielleicht, wenn er nicht wäre, würden Sie zum Erben eingesetzt werden?"

„Nein, nein, das nicht", sagt er, wider Willen lachend. „Aber, Essie, Sie müssen mir versprechen, mir zu schreiben und ganz genau zu beschreiben, wie er aussieht."

„Ja.“

„Wie alt er ist.“

„Ja.“

„Ob Sie ihn viel sehen.“

„Ja.“

„Was er zu Ihnen sagt.“

„Das ist zu viel, das kann ich nicht versprechen“, sagt Esther lachend. „O, Sie lieber, alter Narr! Sind Sie jetzt schon eifersüchtig auf einen bloßen Namen, einen Schatten, eine Idee?“

„Ich bin eifersüchtig“, antwortet er tief erröthend. „Ich kann es nicht ändern und eifersüchtig werde ich bleiben, bis Sie mein Eigenthum, mein unentreißbares Eigenthum sein werden. Dann verspreche ich es nicht mehr sein zu wollen.“

„Das würde ich mir auch ausbitten“, entgegnet sie; „denn sonst würde ich es für meine Pflicht halten, Ihnen Ursache dazu zu geben.“

Das Glockenläuten ist verstummt; im Zimmer herrscht tiefes Schweigen, nur einige dicke blaue Fliegen surren an den Fensterscheiben auf und nieder. Robert sitzt nicht mehr auf dem Fensterbret, er geht auf und ab und mißt mit wenigen Schritten die ganze Länge des kleinen Raumes. Esther hat sich in den Schaukelstuhl gesetzt und wiegt sich übermüthig hin und her.

„Versprechen Sie mir, Essie“, sagt der junge Mann, indem er plötzlich neben ihr stehen bleibt, „versprechen Sie mir ernstlich, daß, wenn Sie zurückkommen, Sie mir sagen wollen, wenn — Sie wissen, was ich meine? Großer Gott! Aus welchem Stoff muß jener Jakob gemacht gewesen sein, der vierzehn Jahre auf seine Rahel warten konnte!“

„Mein Schätzchen ist hübsch,
Aber reich ist es nit!“

singt Esther, um dem Drängen des Liebenden auszuweichen.

„Wenn ich eine Adjutantenstelle im Regimente bekommen könnte“, fährt er fort, indem er wieder auf und abschreitet, die Augen nachdenklich auf den Boden geheftet, „oder, was besser wäre, eine Civilanstellung an einem Gefängniß oder dergleichen! Ich sehe nicht ein, weshalb Andere glücklicher sein sollen als ich. Wir bedürfen so wenig — —“

„Bitte, bitte“, unterbricht ihn Esther, „sprechen Sie nur für sich allein, mein Herr! Ich bedarf sehr viel; nur scheint es mir, als ob ich nie sehr viel bedürfen dürfte.“

„Sie sind kein verwöhntes Fräulein“, fährt er, mehr mit sich selbst sprechend als zu ihr gewandt, fort, „das Bedienung braucht. Sie verstehen Hüte und

Kleider zu machen, nicht wahr? Meine Schwestern thun das auch."

„Das glaube ich gern", sagt Esther trocken.

Der Ton ärgert ihn.

„Was meinen Sie? Ist vielleicht etwas daran nicht gut?" fragt er, denn ihm ist der Gedanke nie gekommen, als sei der Anzug seiner Schwestern unmodern. Aber das reizende Mündchen ist festgeschlossen, kein Urtheil über die Toilette der Fräulein Brandon kommt zum Vorschein.

„Wenn wir für uns allein nicht auskommen könnten, so hätten wir's ja leicht, wenn wir mit Mutter und Schwestern wirthschafteten; die würden nichts dagegen haben", sagt er, wieder hin und her trabend.

„Aber ich hätte Vieles dagegen", ruft Esther feuerroth und springt auf. „Wir würden uns gründlich satt haben, noch ehe eine Woche vorüber wäre. Robert, wie oft soll ich es Ihnen sagen, daß ich Sie zwar lieb genug habe, um auf glatter See friedlich neben Ihnen hin zu segeln, aber nicht genug, um mit Ihnen über Stock und Stein, über die Felsblöcke und Sandbänke des Lebens zu stolpern! Für Jakob würde ich das von Herzen gern thun, aber für kein anderes menschliches Wesen auf der ganzen weiten Erde."

„Werden Sie mich denn niemals so lieb haben

wie den Jakob?" fragt er traurig und sieht sie dabei mit Augen so voller Liebe an, daß man denken müßte, auch die ihrigen würden davon entzündet. Doch nein, sie bleiben glänzend, aber kalt; es ist der kühle Glanz der Freundschaft.

„Niemals."

„Nicht nach zehn Jahren?"

„Nein."

„Nach zwanzig?"

„Nein."

„Nach dreißig?"

„Nein, nicht nach tausend. Können Sie nur nicht begreifen, was das hier für ein Unterschied ist? Verliere ich einen Verlobten, da kann ich immer wieder einen ebenso guten, vielleicht sogar einen besseren bekommen; sollte ich jedoch Jakob verlieren, — o Gott! wie kann ich nur so etwas Furchtbares aussprechen! — Wer könnte mir meinen Bruder ersetzen?"

„So sei es denn, da es nicht anders sein kann, und ich dazu verurtheilt bin, die zweite Violine zu spielen. Aber, Essie, versprechen Sie mir, daß Sie mir jeden Tag schreiben wollen! Werden Sie das?"

„Gewiß nicht."

„Alle zwei Tage denn?"

„Gewiß nicht."

„Zweimal in der Woche?“

„Viel — leicht, wenn ich was zu schreiben habe.“

„Und nicht wahr, länger als vierzehn Tage bleiben Sie nicht fort?“

„Das hängt von den Umständen ab. Wenn man mich zu sehr als „Cousinchen vom Lande“ behandelt, da ist's wohl möglich, daß ich schon übermorgen wieder hier bin; wenn die Leute aber ein Einsehen haben und viel aus mir machen und Mr. Gerard jung und hübsch ist — da kann es sein, daß Sie mich nicht unter zwei Monaten wiedersehen.“

Er sieht so bodenlos unglücklich aus bei ihrem leichtsinnigen Geschwätz, daß sie ernsthaft wird.

„Da“, sagt sie, „nun hab' ich Sie genug gequält, kommen Sie, lassen Sie uns gute Freunde sein.“ Sie streckt ihm ihr Händchen hin und zieht ihn mit sich hinaus. „Wir wollen in den Garten gehen und sehen, ob uns die Wespen noch ein paar Aprikosen übrig gelassen haben. Wäre Bessy hier, so würde sie uns gewiß irgend eine erbauliche Geschichte zu erzählen wissen von Leuten, die am heiligen Sonntag Aprikosen gepflückt und gegessen haben, von den darin verborgenen Wespen in den Hals gestochen worden und unter großen Schmerzen gestorben sind; aber ich wage es dennoch. Kommen Sie, Bob!“

Es ist neun Uhr Abends. Die Mägde sind zum Abendgottesdienst gegangen und verbinden hier mit der Sorge für ihr Seelenheil zugleich ihren Herzensgenuß: sie treffen hier ihren Schatz. Esther ist froh, daß sie den ihrigen nun glücklich los ist; sie sitzt neben ihrem Bruder am offenen Gartenfenster. Die Krähen, die noch vor einer Weile sich auf dem Rasen erlustirt haben, sind mit trägem Flug in ihr Nachtquartier gezogen. Die Welt wird still und stiller; wer könnte jetzt wohl glauben, wie lärmvoll und tosend sie sein kann? Eine Welt voll Sternenschein und Blumenduft, so liegt sie da vor den jungen Leuten am Fenster.

Jakob raucht; dann und wann nimmt ihm Esther das Pfeifchen aus dem Munde, thut einen Zug, hustet und schüttelt sich und gibt es ihm wieder. O glückseliger Zustand der Vertraulichkeit, wenn man stundenlang neben einer Person sitzen kann, ohne ein Wort zu sprechen, und doch zufrieden ist! Esther denkt daran, wie lieblich doch ihr Leben hier ist, fern von der rauchigen Stadt, in dem anmuthigen Thale. Sie selbst jung und schön (welches Mädchen wüßte das nicht?), mit einem zärtlich geliebten Bruder, der, nur drei Jahre älter als sie, ihr Vater, Mutter und Geschwister ersetzt! Sie denkt mit leiser Trauer, wie vergänglich diese poesievolle Zeit der Jugend ist, und mit einer ge-

wissen Reue, daß sie diese Schönheit nicht immer so ernst, so tief empfunden hat wie heute. Aber ist es nicht ein ähnliches Gefühl, welches uns überschleicht, wenn wir einsam am Heerde sitzen und unsere Gestorbenen betrauern und uns mit bitterem Weh im Herzen vorwerfen müssen, daß wir so oft unsern Stuhl nicht nah genug an die Knie der Geliebten gezogen, nicht oft genug die theuren Hände gefaßt, nicht heiß uud zärtlich genug die Lippen geküßt, nicht oft und nicht eindringlich genug ihnen gesagt haben, wie kostbar, wie unaussprechlich kostbar uns ihr Leben ist?

„Was wirst Du wohl morgen um diese Zeit thun, Essie?“ fragt Jakob, ihre Träumereien unterbrechend; und er darf das wohl thun, da er ja der Held derselben ist.

„Mich hierher zurückwünschen“, antwortet Essie. „Jakob“, (und dabei reibt sie ihre Wange sanft an seiner Schulter) „ich glaube, wenn ich im Himmel wäre und ich sähe Dich so ganz allein da sitzen und Dein Pfeifchen rauchen, ich würde meine Harfe und Krone hinwerfen und zu Dir kommen, um Dir Gesellschaft zu leisten.“

„Wenn Du im Himmel wärst“, erwidert der Bruder ernsthaft, „würdest Du so erstaunt sein, daß Du

überhaupt dorthin gekommen bist, daß Du um keinen Preis wieder fortgehen möchtest."

„Vielleicht — aber ich bezweifle es", sagt sie seufzend und schlingt ihren Arm zärtlich durch den seinen.

„Hast Du Geld genug, Essie?"

„O vollkommen genug."

„Wie viel?"

„Genug."

„Aber wie viel?"

„O laß gut sein."

„Aber ich will's wissen."

„Genug, um mich hin- und zurückzubringen. Ich denke doch nicht, daß ich das Logis bezahlen muß?"

„Die Dienstleute in solchen vornehmen Häusern erwarten eine Masse Trinkgelder", sagt Jakob gedankenvoll und klopft die Asche aus seiner Pfeife.

„Recht gut, wenn sie mehr erwarten als sie bekommen. So ein Bischen Täuschung ist sehr gesund."

„Dann wird in der Kirche öfters zu Wohlthätigkeitszwecken gesammelt", sagt der junge Mann vorsorglich. „Ich wenigstens bin niemals bei Jemandem gewesen, ohne daß am ersten Sonntag nach meiner Ankunft eine Sammlung für die Kaffern oder Hottentotten veranstaltet worden wäre."

„Ich werde thun, als hätte ich meine Börse vergessen.“

Jakob steckt sein Pfeifchen in die Tasche, steht auf, zieht sich in sein Allerheiligstes zurück, zündet sich ein Licht an, wühlt im Sekretär herum und kommt endlich mit einer Banknote von fünf Pfund wieder zu der Schwester zurück. Banknoten wachsen nicht im Ueberfluß in Glan-yr-Afon.

„Hier, Essie.“

„Nein, nein, nein!“ schreit sie und versteckt ihre Hände hinter dem Rücken.

„Ja, ja, ja!“

„Nein, nein! Du wirst dann nicht Geld genug haben, um die Leute am Sonnabend auszuzahlen.“

„Sprich nicht von dem, was Du nicht verstehst“, sagt Jakob rauh. „Glaubst Du denn, ich würde meine Schwester wie ein Bettelmädchen ohne einen Pfennig Geld reisen lassen?“

„O Jakob, Jakob!“ Und sie wirft sich ihm um den Hals und verbirgt ihr Gesicht an seiner Schulter. „Wie bitter ist's doch, immer annehmen zu müssen und nie wieder geben zu können! O, hätte ich nur irgend etwas auf der weiten Welt, was ich Dir geben könnte, aber so habe ich wirklich nichts.“

„Du hast ja Bob.“

„Ach ja, den habe ich“ (sie zieht die Stirn kraus), und wenn er Dir etwas nützen könnte, so gäb' ich ihn Dir gern, und Du könntest ihn kochen, wenn es Dir Spaß machte — ich hätte nichts dagegen.“

Achtes Kapitel.

Der Nachmittagszug, der um halb sechs Uhr in Felton eintreffen soll, nähert sich mit Windeseile seinem Ziele. In einem Wagen der ersten Classe befindet sich ein kleines Kind, welches stark an Schnupfen und Uebelkeit leidet; es liegt im Schooß einer ängstlichen Wärterin, und daneben sitzt eine vergötternde Mutter, die vor Aufregung nicht weiß, was sie thun und lassen soll; jedenfalls besteht sie darauf, daß die Fenster fest geschlossen bleiben müssen. Dazu kommen ein alter Geistlicher mit der goldenen Brille auf der Nase, der in sein Journal vertieft ist, ein Geschäftsreisender, der den Hut abgenommen und die Beine auf den nächsten Sitz gestreckt hat und den Schlaf des Gerechten schläft, und endlich eine zierliche, junge Dame, die, an dem einzigen offenen Fenster sitzend, der Maschine mit all ihrem Ruß

und Rauch zum Opfer auserlesen ist, der in dicken Wolken ihr in das Gesicht treibt und sie zum Husten, Räuspern und Blinzeln zwingt. Aber sie bleibt geduldig; denn Alles ist besser als ein ganz geschlossener Wagen. Auf ihrem Schooß liegt ein riesiger Blumenstrauß von rothen und gelben Rosen und dicken Levkoy, die matt und welk und verstäubt die Köpfe hängen lassen. Bob hat ihn ihr noch beim Abschied auf dem Bahnhof gegeben, und das war gewiß sehr nett von ihm, nur ist's so entsetzlich unbequem, wenn man schon eine Reisetasche und Hutschachtel und Sonnenschirm zu tragen hat, auch noch die Blumen zu schleppen.

Der dicke schwarze Rauch wird lichter und der Zug geht langsamer.

„Felton!" Fel — — ton!" schreien mehrere Stimmen durcheinander, während die lange Wagenreihe in die Halle einfährt.

„Bitte, sind Sie Miß Craven?" fragt ein stattlicher Bedienter in Puderperrücke (ein Beweis für den hohen, alten Adel seiner Herrschaft) und Livree, indem er seinen Hut berührt und zu Esther tritt, die ganz allein dasteht und sich eben bemüht, einen ganzen Rußballen aus ihrem Auge zu reiben.

„Ja."

„Die Equipage steht zu Ihren Diensten, Miß.

Wollen Sie die Güte haben und mir Ihr Kammermädchen und Ihr Gepäck zeigen?"

„Ich habe kein Mädchen, und dort steht mein Gepäck", entgegnet Esther, indem sie mit einem kleinen schmutzigen Handschuhfinger auf einen kleinen Koffer zeigt, der auf dem Kopf steht und aussieht, als wolle er eben mitten auseinander bersten. Sie schämt sich ihrer Einfachheit und ärgert sich dann wieder über sich selbst, daß sie sich schämt.

„Ob sich der Wagen wohl in einen Kürbis verwandeln wird?" denkt Miß Craven bei sich, als sie in die große, gelbe Karosse steigt, die ihrer mit zwei feurigen, stampfenden Pferden am Ausgang des Bahnhofes harrt. Wie köstlich ist es hier nach dem Gewimmer des Kindes und dem eintönigen Getöse des Dampfwagens!

„O wenn du wärst mein eigen!" singt sie vor sich hin, indem sie sich in die weichen Kissen zurückwirft und sich höchst wichtig vorkommt, als einige vorübergehende Landleute ehrerbietig ihre Käppchen vor der wohlbekannten Livree ziehen.

„Na, es sind schon seltsamere Dinge in der Welt geschehen. Wenn Bob nicht wäre! Der Prinz verliebte sich in Aschenbrödel bei einmaligem Sehen; weshalb sollte es Prinz Gerard nicht eben so gehen? I

denke, ich bin mindestens eben so hübsch wie's Aschenputtelchen!"

Wie sie an Lady Gerards Strickschule vorüberfahren, kommen zwanzig kleine Mädchen, alle gleich gekleidet, wie auf Commando heraus und knixen vor Esther, die sie für ihre Wohlthäterin halten. Sie kommt sich vor wie der Mann in „Tausend und einer Nacht", der sich beim Erwachen als Sultan wiederfindet. Arbeiter gehen vorbei mit schweren Hacken und Sensen über der Schulter und gebeugten Köpfen.

Vorüber fährt der Wagen an einer Parkmauer, durch welche sich Farrenkräuter und Moos neugierig drängen; dann kommt ein rothes Portierhäuschen, vor welchem eine alte Frau an einem Waschfasse steht; sie stürzt, die Hände voll Seifenschaum, eilig hin, um das Thor zu öffnen; dann rollen die Räder weich über grasigen, moosigen Parkgrund; dann zeigt sich ein großes rothes Haus; dann dröhnen die Hufe der Pferde auf den Steinplatten des Portikus; — da steht der Kürbis still und Aschenbrödel steigt aus.

„Miß Craven!" meldet der Hausmeister und öffnet eine Flügelthüre, und Miß Craven faßt Muth und wandelt in ein hohes, dunkles Gemach, offenbar das Bibliothekzimmer, denn ringsum an den Wänden leuchten die Bände in glänzenden Reihen. Sie selbst sieht

einem kleinen Schornsteinfeger sehr ähnlich. Staub liegt dick auf ihrem weißen Hütchen; Staub auf der rosigen Wange in dunklen Streifen unter den Augen; Staub auf der Abtheilung ihrer Haare, auf dem zierlichen Näschen, (glücklicherweise weiß sie das nicht), und eine doppelte Portion Ruß und Staub ruht auf dem großen verwelkten Blumenstrauß, den sie noch krampfhaft in der Hand hält.

Als sie eintritt, erhebt sich im dämmerigen Hintergrunde eine Göttin und kommt auf lila Wölkchen vorwärts geschwebt. So scheint es Esther wenigstens; in Wirklichkeit ist es nur eine stattliche, blonde, junge Dame in einem Schleppkleide von malvenfarbigem Muslin. Zu gleicher Zeit verschwinden zwei männliche Beine von dem Brete des Fensters, welches in den Garten führt.

„Wie befinden Sie sich?" sagt die Göttin freundlich. „Der Zug muß sich wohl verspätet haben: wir erwarteten Sie schon vor einer halben Stunde."

„Ja."

Eine kleine Pause; jede überlegt, was sie sagen soll.

„Wollen Sie eine Tasse Thee haben?"

„Wenn ich bitten darf."

Der Thee wird eingegossen; offenbar hat er schon

eine Stunde auf dem Tische gestanden, er ist ganz kalt. Die Göttin und der kleine weibliche Kohlenbrenner beäugeln sich in verstohlener Weise.

„S'ist doch ein Bischen unheimlich", denkt Esther, „sie spricht so leise und kann gar kein „r" aussprechen. So ist's also Mode? Nun gut, von jetzt an werde ich Robert immer nur „Wobert" nennen."

„Ist vielleicht hübsch, — aber gar zu schmutzig", denkt die Andre.

„Die soll so alt sein wie ich? Sie sieht mindestens um fünf Jahre älter aus."

„Wenn es Ihnen gefällig wäre", sagt die Göttin jetzt laut, „so kleiden wir uns zum Essen an. Sir Thomas ist sehr genau in Allem, was Pünktlichkeit betrifft."

„Wirklich? War das Sir Thomas, der eben aus dem Fenster sprang, als ich herein kam?"

„O nein, das war St. John."

(„St. John! Was für ein hübscher Name! Wie viel hübscher als Bob!")

Sir Thomas stampft ungeduldig mit der Uhr in der Hand in dem Bibliothekzimmer auf und nieder,

im Begriff, sobald es schlägt, wüthend an der Klingel zu ziehen und sich zu erkundigen, was das bedeuten solle, daß das Essen so spät servirt werde. Sir Thomas ist ein großer, starker Mann, der den guten alten Landedelmann der früheren Zeit herausbeißen will, den schlichten Sir Thomas, ohne allen Firlefanz um sich herum; er copirt ihn auch nicht ohne Glück in Kleidung und derber Ausdrucksweise.

Lady Gerard liegt in einem Armstuhl. Sie ist zum Erschrecken fett, hat eine kleine, aufgestülpte Nase, kurze Beinchen, rosige Haut, fast gar keine Haare, aber einen gutmüthigen Ausdruck in den kleinen blauen Augen, nur durchaus nichts von einer vornehmen Dame. Die Uhr schlägt, und in demselben Momente reißt der Hausmeister die Flügelthüre auf und kündet an, daß das Diner servirt sei.

„Komm, Conny!“ sagt Sir Thomas, seinen krummen Ellbogen seiner Mündel hinstreckend.

„Wollt Ihr denn nicht auf Miß Craven warten? Und St. John ist auch noch nicht da“, sagt Lady Gerard, indem sie sich mühsam aus ihrem Armstuhl erhebt.

„Warten? Ich nicht“, entgegnet der artige Wirth. „Wenn sich die Leute den Regeln des Hauses nicht

anpassen wollen, so können sie ohne Essen gehen, mir ist's gleich. Komm, Conny!"

Die Suppe ist beinahe verzehrt, als zwei junge Leute, die an der Thüre zusammen getroffen sind, zugleich in den Speisesaal treten.

„Gefährten im Leide!" sagt St. John mit einem sarkastischen Blick auf seinen Vater, indem er sich vor Esther verbeugt und seinen Platz neben Miß Blessington einnimmt.

„Wie geht's?" sagt Sir Thomas, indem er die linke Hand ausstreckt, denn die rechte hält den Löffel noch fest. „Hier wird niemals gewartet; ich würde meine Suppe selbst nicht wegen der Königin kalt werden lassen."

„Miß Craven hielt Sie vorhin für Sir Thomas", sagt Miß Blessington in ihrer sanften, leisen Weise zu ihrem Nachbar.

„So? Unbeabsichtigte Complimente sind stets die schmeichelhaftesten", versetzt Mr. Gerard gelassen.

Dann blickt er durch die schmale Spalte der großblättrigen Bigonien, die in Silbertöpfen auf dem Tische prangen, hinüber und sieht ein kleines Gesicht, welches seinem Blicke durch die purpurnen Blätter hindurch begegnet.

Niemand hätte Esthers Gesicht ein Madonnen-

gesicht nennen können; kein Künstler würde sie je zum Modell für eine heilige Katharina oder Cäcilia genommen haben. Sie besaß vielmehr jene Art von Schönheit, welche der Franzose als beauté du diable bezeichnet — eines jener kleinen, süßen, wechselvollen Gesichter, die bei der geringsten Gelegenheit immer wieder ein neues Gewand von Lächeln oder Thränen, Grübchen oder Erröthen anlegen, eines jener Gesichter, die am meisten Unheil schon in der Welt angerichtet haben und noch anrichten.

„Ich sah nur ein Paar verschwindende Beine", erwidert das Gesicht, wie um sich von dem Vorwurf zu befreien. „Wie hätte ich sagen können, ob sie einem jungen oder alten Herrn gehörten?"

Miß Blessington sieht etwas entsetzt aus, als ob sie Esthers Ausdrucksweise etwas zu frei fände; und allerdings, wenn wir so fortfahren in der Reinheit unserer Sitten, so werden „Beine" bald ganz mit Stillschweigen übergangen werden, dann folgen die „Arme", und zuletzt wird man die „Nasen" vielleicht auch aus der guten Gesellschaft als unsittlich verbannen. Aber wenngleich Miß Constanze entsetzt drein schaut, so lacht doch St. John darüber, und er sieht hübsch aus, wenn er lacht, viel hübscher als vorhin, wo er über die kalte Suppe die Nase rümpfte. Wenn er übler Laune ist,

gleicht er ganz entschieden seinem Vater, obgleich es ihn immer außer sich bringt, wenn man ihm das sagt. Er ist durchaus nicht schön, keineswegs; kein goldlockiger Prinz mit rosigen Wangen und regelmäßigen Zügen; auch jung ist er nicht, wenigstens kein Knabe mehr, so ungefähr fünfunddreißig; sein Gesicht sieht wettergebräunt aus wie das eines Mannes, der Wind und Wetter, Eis und Sonnenglut kennen gelernt hat. Kein Schoßkindchen der Frauen mit weißen Händen und schmachtendem Lächeln.

„Was soll das heißen?" schreit Sir Thomas in diesem Augenblick und wendet sich nach dem unglücklichen Diener um, der eben drei Löffel hat fallen lassen. Seine steifen weißen Haare stehen wie bei einem Kakadu in die Höhe, die Adern auf der Stirne schwellen hoch auf. „Er einfältiger Esel, wenn Er nicht aufpassen will, was Er in der Hand zu halten hat, so scheer' Er sich aus dem Zimmer! Eins oder das Andere!"

Esthers Mündchen steht vor Schrecken weit offen; aber die übrige Gesellschaft findet in diesem Ausdruck der Höflichkeit des alten Herrn durchaus nichts Verwunderliches. Nur aus St. Johns grauen Augen blitzt ein Strahl von Verdruß.

Niemand ist sehr gesprächig über Tische in Felton. St. John nicht, weil er weiß, daß sein Vater aus

bloßer Oppositionswuth ihm stets und bei Allem widersprechen würde; Lady Gerard nicht, weil sie gehört hat, daß man nie zwei Dinge zugleich gut machen kann, und so hält sie es lieber mit dem Essen als mit dem Sprechen; Miß Blessington nicht, weil sie ihre kalte regelmäßige Schönheit als Tafelzierde mitbringt und das für völlig ausreichend hält.

Da die Gesellschaft sich ziemlich schweigsam verhält, so betrachtet Esther unterdessen die Bilder. Da sind zuerst zwei oder drei Gerards in voller Gala, von Sir Thomas Lawrence gemalt; eine große, sehr starke, rothhäutige Frau ohne jede Kleidung, von Rubens; „Susanna im Bade"; Zeus und Leda", (über Lebensgröße); eine „schlafende Venus von Satyrn überrascht" (eine große Seltenheit, auf die Sir Gerard sehr viel hält); und noch andere derartige Sujets, wie man sie fast immer in den Speisesälen der englischen Edelleute findet — Sujets, ebenso unterhaltend wie belehrend für die Augen junger, wohlgesitteter Frauen und Mädchen, wenn sie sich beim Essen nützlich beschäftigen wollen. Esther starrt eben in Susanna's fettes, sprödes Gesicht, als ihre Aufmerksamkeit durch Mr. Gerard's Stimme abgelenkt wird. Sie fährt zusammen und erröthet heftig wie ein Kind, dessen Finger im Honigtopfe ertappt werden. Ihre Verwirrung amüsirt ihn höchlich.

„Ich habe eben darüber nachgedacht, Miß Craven, wie außerordentlich angenehm Ihnen die ersten Eindrücke von uns sein müssen. Für was für eine liebenswürdige, höfliche Familie werden Sie uns halten! Ich springe, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, aus dem Fenster, um Ihnen auszuweichen, und Papa und Mama gehen, ohne auf Sie zu warten, zum Essen.“

„Wären Sie nur etwas behender in Ihren Bewegungen gewesen, so würde ich von Ihrer Flucht gar nichts gemerkt haben“, entgegnet sie, und die Röthe der Verlegenheit schwindet langsam von den rosigen Wangen.

„Leider bin ich nicht mehr so jung als ich war“, seufzt er; „aber um die Wahrheit zu gestehen, wir hatten eben den Teich abgelassen, und ich sah so schmutzig aus, daß mir der moralische Muth fehlte, Ihnen so unter die Augen zu treten.“

„Wir hätten einander nichts vorzuwerfen gehabt. Ich selbst war schwarz wie eine Kohle, nicht wahr?“

„Das Reisen auf der Eisenbahn macht furchtbar staubig“, erwidert Miß Blessington ausweichend.

„Ich hatte aber noch Schlimmeres zu ertragen als Kohlenstaub“, sagt Esther, indem sie ihr Hälschen streckt, um einen besseren Blick auf ihr vis-à-vis zu erlangen.

„Natürlich ein kleines Kind?“ ruft er und streckt seinen Hals in gleicher Absicht.

„Ja, und noch dazu eins, mit dem es nicht ganz richtig war.“

„Das ist immer noch besser als ein Mann, der Sherry getrunken hat“, sagt er, und durch die Blätter leuchten die grauen Augen und ein Stückchen Nase. „Ich bin aber einmal mit einer Frau gereist, die aß wohl drei Stunden lang immer Pfefferkuchen.“

„Und sie bot Ihnen keinen an?“

„Großer Gott, nein! Was für eine entsetzliche Vermuthung!“

„Wenn ich mit Ihnen gereist wäre, ich hätte Ihnen sicher welchen angeboten. Ich würde Sie nach mir beurtheilt haben, denn ich esse Pfefferkuchen sehr gern.“

„Wirklich?“

„Aber“ (sie sieht ihn mit einem schelmischen Blick an) „lieber noch esse ich Pfeffermünzplätzchen, besonders am Sonntag Nachmittag in der Kirche.“

Und so schwatzen sie lustig fort wie die Elstern oder wie spielende, lachende Kinder, ohne daran zu denken, daß in der Ecke der große Felton-Bär sitzt, der jeden Augenblick losfahren kann. Und es währt auch nicht lange, so brummt er.

„Was zum Teufel soll das heißen, die Thüre offen zu lassen? He! Morris, Jack, George! Da muß irgendwo zwischen uns und der Küche eine Thür aufstehen! Keinen Widerspruch, hört Ihr? Ich sage Euch, wenn ich mal eine von den Doppelthüren offen finde u. s. w."

Die Vögel sind zur Rüste gegangen und die Drägen kommen heraus und gehen auf und ab in den feuchten Gartengängen. Hin und wieder erhebt sich ein leichter Windhauch, flüstert in den Stechpalmbüschen und schweigt dann wieder. Eine leichte Nebeldecke verhüllt den blauen Himmel. Die beiden Mädchen wandeln hin und her. Esther hat nur auf vieles Zureden einen rothen Mantel umgehängt, denn sie findet es nicht kalt, aber bei genauer Ueberlegung sieht sie ein, daß zu ihrem dunklen Haar das Roth sehr gut steht, und vielleicht wird dies der Märchenprinz vom Fenster aus auch finden.

Ich habe Esther oft klein genannt und Miß Blessington stattlich; aber eigentlich sind Beide von gleicher Größe. Der ganze Unterschied liegt darin, daß Esther schlank wie eine junge Tanne ist, die Andre ein im weiteren Raume behaglich grünender Baum. Und doch sind Beide in gleichem Alter; aber manche Frauen

entwickeln sich körperlich und geistig viel schneller als andere.

Aus den Fenstern des Speisesaals, dessen Läden nicht geschlossen sind, strömt ein gelbes Lampenlicht und liegt hell auf dem Kieswege. Schaut man hinein, so sieht man ein verlassenes Dessert von feinem Obst, halbgefüllte Gläser und Mücken, die um die Lampenglocken spielen, als sehnten sie sich nach dem Feuertode.

Sir Thomas in seinem rothen Sammtstuhl, die Beine mit den kurzen weißen Lederhosen und hohen Stiefeln vor sich hinstreckend, zeigt wenigstens in seinem Kostüm, einem blauen Frack mit Messingknöpfen, einen echten alten Herrn Alt-Englands. Der Kopf ist zurückgelehnt und offenbar liegt er in festem Schlafe. St. John lehnt mit dem Ellbogen auf einem eichenen Tische und stützt den Kopf darauf wie in tiefen Gedanken.

„Gehen Sie denn immer hier auf und ab, Miß Blessington?“ fragt Esther, der es nachgerade langweilig zu werden beginnt, immer das monotone Rauschen der Kleider über den Kiessand zu hören.

„Gewöhnlich“, ist die mit anmuthigem Lächeln gegebene Antwort.

Miß Blessington hat ein hübsches Lächeln — ein „engelhaftes“ — sagen die Leute, welche es nur einmal sehen; aber es ist auch immer dasselbe

Lächeln, sie besitzt nur das einzige, und das wird zu jeder Stunde des Tages vorgeführt — für Sir Thomas, für Lady Gerard, für die Dienerschaft, für die Hunde, für Besuche, für Bettelfrauen, für St. John — kurz für Jeden.

„Gehen Sie immer allein?"

„Nicht immer."

Das hübsche Lächeln nimmt eine gewisse Behaglichkeit an.

„Hm, das heißt mit St. John", sagt Esther für sich. „Das wird sehr amüsant für mich werden als drittes Rad am Wagen! Wie Schade, daß Bob nicht hier ist! Da könnten wir doch zu Vieren wandeln und dann und wann wechseln! Miß Blessington könnte Bob nehmen, ich St. John!"

Unter der Terrasse dehnt sich ein breiter Rasenplatz aus, von dem her im sanften Dämmerlichte die Croquet-Bogen schimmern. Die Stäbe liegen umher wie Soldaten auf dem Schlachtfelde; rothe, blaue und gelbe Kugeln liegen wie große reife Früchte verstreut im Grase.

„Ist das Ihr Croquet-Platz?"

„Ja."

„Hübsch und eben?"

„Ja."

„Wie ein Billardtisch, nur noch schöner grün?"

„Ja; möchten Sie ein Spiel versuchen?"

„Besser als Nichtsthun, nicht wahr?" entgegnet Esther lustig; denn ihrer heiteren Jugend sind die Worte: Ruhe und Amüsement noch zu verschiedene Begriffe. Später erst lernt man das Eine in dem Andern schätzen.

Aus dem Speisesaal erschallt eine seltsame Musik, welche der schlafende Sir Thomas mit großem Geschick durch die Nase vollführt. Jemand erscheint am Fenster, guckt hinaus, legt die Hand auf das Fensterbret und schwingt sich hinaus. St. John hat augenscheinlich eine Aversion gegen das Heraus- und Hineingehen, er liebt dergleichen etwas gewaltsame Auswege. Jetzt, wo man ihn deutlich sehen kann, ohne die hohen Blattpflanzen als Barricade dazwischen, bemerkt man, daß er sehr forschende, scharfe Augen hat und eine ziemlich lange, recht sonnenverbrannte Nase.

„Wollen Sie mitspielen, St. John?" fragt Miß Blessington, indem sie einen umgefallenen Bogen aufrichtet und den jungen Mann mit ihren großen, ruhigen, kalten, leidenschaftslosen Augen wie einladend ansieht.

St. John zögert und sieht nach Esther hin, ob sie die Aufforderung unterstützen werde; aber sie balancirt auf einer Croquet-Kugel und thut gar nicht, als ob sie ihn sähe.

„Wenn ich hier auch den Elephanten spielen soll, so werde ich doch nichts dazu thun, dies zu befördern“, denkt sie.

„Spiele ich denn jemals Croquet?“ entgegnet er verdrießlich und geht wild ab.

„Er nahm Ihre gütige Einladung nicht mit der überströmenden Dankbarkeit auf, die man erwarten du[illegible] wie?“ sagt Miß Craven etwas boshaft.

„Er haßt das Spiel“, entgegnet die Schöne schärfer als gewöhnlich, „besonders wenn man nicht in Paaren spielt.“

„O!“

Das Spiel beginnt; es ist ein sehr ungleicher Kampf, da Esther wohl höchstens sechsmal in ihrem Leben, Miß Blessington hingegen wohl sechstausendmal gespielt hat. Essie kämpft redlich, aber schwach, ist jedoch durchaus nicht aus ihrer guten Laune zu bringen.

„Hase und Schildkröte!“ lacht sie, fröhlich über ihr eignes Mißgeschick.

„Da Sie es wünschen, will ich einmal einen Stab nehmen“, sagt St. John, der plötzlich hinter einem großen Strauch erscheint und ziemlich verlegen aussieht, daß er so vom hohen Pferde herabsteigen muß.

„Woher wissen Sie denn, daß wir es wünschen — wer hat denn das gesagt?“ entgegnet Essie und wirft ihm einen schelmischen Blick zu. („Da er versagt ist und ich versagt bin, so wird's wohl nichts schaden, wenn wir uns ein Bischen amüsiren“, sagt sie zu sich selbst.)

„Sie sind an der Reihe, Miß Craven“, unterbricht sie Constanze kühl.

„Kommen Sie mir zu Hülfe, wollen Sie?“ sagt Esther zu dem jungen Manne, nachdem sie mehrere mißglückte Versuche gemacht hat, die Kugel durch den Bogen zu treiben, und legt in ihre Stimme den süßesten Klang, gerade weil sie weiß, daß Miß Blessington das nicht sehr erbaulich finden wird.

„Sie haben mich eben so kurz abgefertigt, daß ich nicht glaube, daß ich mich werde erweichen lassen. Ich lasse Sie elendiglich umkommen“, antwortet er und sieht sie gespannt an.

„Constanze, wenn Sie nichts dagegen haben, so nehme ich eine von Miß Cravens Kugeln.“

„Sie werden sich erinnern, daß ich Sie vor einer halben Stunde gebeten habe, mit uns zu spielen“, entgegnet die Schöne frostig.

Aber das Schicksal begünstigt die Verbindung

Esthers mit St. John augenscheinlich nicht. Beide spielen gleich herzlich schlecht.

„Sie spielen ja noch schlechter als ich“, lacht Esther, entzückt über diese Entdeckung.

„Das weiß ich“, entgegnet er nicht allzu freundlich. „S' ist alles Zufall. Sehen Sie nur Constanze — es ist fast lächerlich, was sie für Glück hat. Ich spiele nicht weiter“, ruft er endlich und wirft den Stab in einem Anfall von Wuth hin. „Es bleibt immer dasselbe, ich mag angreifen, was ich will. Nehmen Sie meinen Rath, (damit wendet er sich zu Essie) spielen Sie nie mit mir oder lassen Sie sich nie in irgend einer Sache von mir rathen oder helfen — Sie werden immer verlieren. Ich bin der unglücklichste Kerl unter der Sonne.“ Dann, als ob er sich schämte, seiner üblen Laune so freien Lauf gelassen zu haben, geht er schnell und wüthend ab.

„Ja aber, er ist ja wirklich böse“, sagt Esther und schaut ihm mit den großen glänzenden Augen bestürzt nach.

„Er hat seltsame Launen“, entgegnet Miß Constanze gelassen, „und was noch sonderbarer ist, gegen die Personen, die er am liebsten hat, ist er am leichtesten gereizt.“

„Wie lieb muß er Sie dann haben!“ sagt Esther für sich.

Neuntes Kapitel.

Die Augustsonne strömt voll und golden durch die weiten Räume von Felton-Hall; sie beleuchtet die Gemälde und gibt den bleichen Gesichtern für kurze Zeit Leben, sie spielt aber auch warm und liebevoll auf ein dunkles Köpfchen, um welches sich prachtvolle Flechten von nachtschwarzem Haar legen. Esther steht vor dem Eßzimmer, ihre schlanke Gestalt ist etwas vorgebeugt. Sie horcht — die Familie ist beim Gebet — sie hört die harte Stimme des Gutsherrn, wie er eintönig und ausdruckslos für Alle hintereinander betet — für sich, seine Kinder (er hat nur den einen Sohn), seine Feinde, seine Königin, seine Bischöfe, seine schwarzen Brüder u. s. w., ohne auch nur ein einziges Komma dazwischen einzuhalten.

„Was? Der Lauscher an der Wand?“ fragt St. John, der in einer Art von Jagdkostüm die Treppe herunterkommt.

„Still!“ Sie hält den Finger in die Höhe, „sie sind beim Gebet.“

St. John lauscht auch; ein spöttisches Lächeln umspielt seine Lippen.

„Hier haben Sie ein Beispiel von wahrem Christenthum.“

„Sie dürfen Ihren eignen Vater nicht schlecht machen“, flüstert sie.

„Ich weiß, daß ich das nicht sollte“, flüstert er wieder.

„Weshalb thun Sie es dann?“

Dabei schlägt sie die Augen nieder, damit er die langen Augenwimpern auf ihrer sammtnen Wange bewundern kann.

„Ich thue nur, was er mir gegenüber auch thun würde.“

„Still! Sie sind gleich fertig.“

„— — sei mit uns Allen ewiglich! Amen! Morris!“

„Ja, Sir Thomas.“

„Was zum Kuckuk soll denn das heißen, daß Ihr immer mit den Stuhlbeinen an die Wand stoßt? Der ganze Kalk fällt ja ab!“

„Und Segen auf sein Silberhaar
Und auf die Stimme mild!“

sagt St. John ironisch. Dann öffnet sich die Thüre, die Dienstleute strömen heraus, die beiden Schuldigen, wieder zusammen ertappt, treten ein.

Lady Gerard erscheint niemals beim Frühstück. Vor ungefähr zwanzig Jahren ist sie einmal krank gewesen und seitdem hat sie sich immer als Invalidin betrachtet. Constanze präsidirt an ihrer Statt am Tische. Ihre schönen weißen Hände ordnen die Theetassen; ihre weißen Augenlider sind über die ruhigen Augen gesenkt. Ein großes, goldenes Kreuz hängt um ihren Hals und wiegt sich sanft auf der ruhig und gleichmäßig wogenden Brust. Eva, in ihrer milchweißen, rosigen Schönheit, ehe ihr noch die Seele eingehaucht worden, mag ihr wohl ähnlich gesehen haben. Constanze Blessington wird für ihren künftigen Gatten immer nur ein schönes Bild sein oder eine theuer erkaufte Statue, aber in ihrer Tadellosigkeit jedenfalls ermüdend. Mit vierzig Jahren wird Constanze noch eine schöne Frau sein, viel schöner als Esther, denn wenn diese wirklich dies Alter erreicht, so wird sie sich so schmal und zart gelacht und geweint haben, daß sie nur noch der Schatten ihres jetzigen Selbst ist.

Jedem Gaste wie jedem Familiengliede in Felton-

Hall werden die angekommenen Briefe auf den Teller gelegt. Als Esther sich setzt, gewahrt sie, daß auch für sie einer daliegt. Die Adresse zeigt ungewandte Schriftzüge. Das Blut strömt heftig in ihr Gesicht, als sie den Brief eilig in ihrer Tasche birgt. In ihrem Schuldbewußtsein dünkt es ihr, als könne Jeder deutlich lesen: „Dieser Brief ist von Bob Brandon, Esther Cravens Verlobten.“ Als sie scheu die Augen wieder aufschlägt, um zu sehen, ob St. John vielleicht etwas bemerkt hat, begegnet sie seinem Blicke, der verwundert und erstaunt auf ihr ruht.

„Wir gestatten unsern Gästen ihre Briefe beim Frühstück ungestört zu lesen“, sagt er mit freundlichem Lächeln; „wir sind keine Leute von Formen, wie Sie, glaube ich, schon genugsam bemerkt haben werden.“

„O danke schön, ich bin durchaus nicht in Eile; der kann warten“, sagt Esther, und wieder fluthet das reiche Blut über Gesicht und Nacken bis an den Saum des weißen Kleides.

Die Frühstunden in Felton sind nicht sehr anregend. Sir Thomas läßt ein neues Treibhaus bauen und beaufsichtigt die Arbeiter mit der Strenge eines Frohnvoigts. St. John verschwindet auch, und Constanze und Esther bleiben im tête-à-tête.

Esther hat Zeit genug, um Bobs Brief zu lesen

und zu verstehen, was noch viel mehr sagen will, da er bei der Schnelligkeit seiner Gedanken und der Langsamkeit seiner Feder viele verbindende Wörtchen weggelassen hat, weshalb der Sinn bisweilen schwer zu errathen ist. Ein großer Theil des Briefes handelt von seiner Mutter, von welcher er viele Grüße bringt; dann folgen eine Menge Fragen über Mr. Gerard mit feierlichen Beschwörungen, sie Punkt für Punkt zu beantworten; eine ganze Seite behandelt die Möglichkeit, mit dreihundert Pfund Sterling jährlich auszukommen, und endlich spricht er von seiner großen Einsamkeit und der heißen Sehnsucht, seine geliebte Esther wieder zu haben. Doch ist er vorsichtig mit diesen Aeußerungen, um ihr Vergnügen nicht durch das Bild seiner Trostlosigkeit zu trüben. Es war gewiß kein Musterbrief weder in Stil noch Schrift, ja sogar ein ziemlich confuser, aber bei alledem ein „lieber Brief", und Esther fühlte das und wünschte, es wäre nicht so.

Bob ist ein lieber guter Mensch, und gewiß, wenn sie erst wieder nach Glan-yr-Afon zurückgekommen sein wird, so wird sie sich sehr freuen, ihn wiederzusehen und wird ihn sehr lieb haben; aber jetzt — möchte sie ihn doch lieber ein Weilchen ganz und gar vergessen — sie möchte einmal Ferien haben; er kommt ihr aber wieder in die Quere, denkt sie.

„Wo ist denn St. John?“ grunzt Mylady aus ihrem Stuhle heraus, in dem sie zur Mittagszeit, wenn das zweite Frühstück genossen wird, gewöhnlich sanft schlummernd ruht.

Mylady liebt ihren Sohn; er ist gut gegen sie und steht oft zwischen ihr und Sir Thomas als ihr Schild.

„Verschwunden“, antwortet Miß Blessington mit ihrem gedehnten, sanften Tone. „Ich glaube, Miß Craven hat ihn verscheucht.“

Es ist nicht sehr angenehm, hören zu müssen, daß Jemand vor uns davonläuft, besonders wenn wir meinen, einen recht günstigen Eindruck auf eben diesen Jemand gemacht zu haben.

„Ich hatte keine Ahnung, daß er ein so scheuer Vogel ist“, entgegnet Essie gereizt.

„Er ist sehr eigen“, sagt Constanze, während die weißen Finger schnell die bunten Fäden ihrer Stickerei hin und wieder ziehen, „und besonders scheu und ungenießbar zeigt er sich Fremden gegenüber.“

„Aber die besten Freunde müssen doch einmal erst sich fremd gewesen sein“, protestirt Essie kleinlaut.

„Ganz gewiß; aber er ist außerordentlich wählerisch in diesem Punkte. Wir können ihn nie dazu bringen, irgend Jemand zu bewundern, nicht wahr, Tante?“

Aber Tante liegt in tiefem Schlummer.

„Mit Ausnahme einiger wenigen glücklichen Blondinen — ich meinestheils bewundere Brünetten weit mehr, Sie auch?"

„O natürlich", sagt Esther mit besonderem Nachdruck.

Es ist gar nicht wahr, aber sie ist viel zu ärgerlich, um sich in ein Wortgefecht einzulassen.

Zehntes Kapitel.

Das zweite Frühstück wird servirt, aber kein St. John erscheint. Nachher wollen Sir Thomas, Miß Blessington und Miß Craven ausreiten. Esther ist keine geübte Reiterin; das langhaarige, sanftmüthige Walliser Pony, welches sie in Glan-yr-Afon zu benutzen pflegt, ist reif an Jahren und sanft in Folge der Grasfütterung. Miß Blessington hat ihr ein altes Reitkleid geliehen, welches ihr aber in der Taille und in den Schultern viel zu weit ist. Indessen ein gut gearbeitetes Kleidungsstück schmiegt sich jeder Figur an, und so sieht sie auch darin allerliebst aus. Ihr ist es übrigens in diesem Momente ganz gleich, wie sie aussieht, denn sie ist ein ganz entsetzlicher Hasenfuß, und ihr armes Herzchen sinkt ihr bis auf den Grund ihrer Stiefel, als sie drei, ihrer Meinung nach,

ganz ungewöhnlich große und erschreckend muntere Pferde aus der Stallthüre kommen sieht.

„O, Sir Thomas, ist das nicht ein Brauner? Man sagt immer, daß die Braunen so unruhig seien. O bitte, ich möchte lieber nicht — ich fürchte mich so. Ich denke, wenn es Ihnen recht ist, so bleibe ich lieber — —"

„Unsinn!" entgegnet Sir Thomas rauh. „Ich kann meine Pferde nicht zu jeder beliebigen halben Stunde auf- und abzäumen lassen, weil Sie nicht wissen, was Sie thun wollen. Großer Gott, Kind, sehen Sie doch nicht drein, als ob Sie gehängt werden sollten! Das Thier läßt sich ja mit einem Stückchen Wollfaden lenken. Hier — Simpson, helft der jungen Dame hinauf."

Nach zwei vergeblichen Versuchen, das hohe Roß zu erklimmen, gelingt es Esther endlich mit Hülfe des Stallknechts, der zum Lohn einen Stoß in's Gesicht bekommt; sie setzt sich im Sattel zurecht, sieht aber zugleich, daß sie bei ihren Anstrengungen ein tüchtiges Loch in das geborgte Kleid gerissen hat.

Es ist ein glühend heißer Nachmittag. Lady Gerard hat eigentlich das beste Theil erwählt; sie sitzt im Garten auf einem bequemen Stuhle unter einem Tulpenbaum und ißt Aprikosen. Die Hirsche mit ih-

ren prächtigen Geweihen haben sich unter den Schatten der hier und da im Park einsam verstreuten großen Bäume geflüchtet. Sie breiten ihre Aeste wie schutzverheißend zwischen Himmel und Erde aus, und Mensch und Thier darf sich dieses Schutzes erfreuen. Der Staub liegt dick auf den Wegen; die Nüsse an den Hecken, die halbreifen Brombeeren, Alles hat seine ursprüngliche Farbe mit einer grauen Maske vertauscht.

„Glauben Sie, daß das Thier ausschlagen wird?" flüstert Esther ängstlich Miß Blessington hinter Sir Thomas' Rücken zu. „Was bedeutet das, wenn es die Ohren so zurücklegt?"

„Ich glaube nicht, daß Sie sich zu ängstigen brauchen", antwortet Constanze mit höflich verdeckter Geringschätzung; „die Fliegen beunruhigen das Thier."

Das Rößlein, welches unsere junge Heldin mit solcher Furcht erfüllt, ist ein sehr graciöses, elegantes Thier, ein richtiges Damenpferd. Es ist auch durchaus nicht wild, aber es ist doch ein Unterschied zwischen einem gutgenährten, frischen Vollbluthengst und einem sanften, grasfressenden Pony. So tänzelt denn auch das Pferdchen den Weg entlang und coquettirt mit seinem eigenen Schatten.

„O, Sir Thomas", ruft sie voll Todesangst, „wes-

halb will das Thier nie grade gehen? Es springt ja beständig hin und her!"

„Unsinn!" entgegnet der alte Herr wieder mit seiner harten, lauten Stimme. „Es spielt ja nur."

„Wenn ich aber abgeworfen werde, so ist's mir ganz gleich, ob es im Ernst oder im Spaß geschieht", sagt Esther kläglich.

Sonne, Staub und Mücken machen es fast unmöglich, die Augen aufzuhalten; so ist es auch nicht zu verwundern, daß sie in dem Reiter, der ihnen entgegenkommt und aussieht so weiß wie ein Müller, nicht gleich Sir John erkennen. Er scheint durchaus nicht sehr erbaut über dies Zusammentreffen zu sein.

„Ich bin in Melford gewesen, Papa, um das Reitpferd von Burleigh anzusehen. Es ist aber nichts werth."

„Sie könnten wieder mit uns umwenden, St. John", sagt Constanze gnädig.

„Nein, danke schön; mir viel zu heiß!"

„Au revoir also", sagt sie, nickt mit dem schönen Kopfe und dem hohen Hute, um den eine Milliarde von Fliegen und Mücken schwirren, und reitet vorbei.

Esthers Furchtsamkeit verschwindet.

„Zu Dreien giebt's kein Amüsement", sagt sie leise

und zieht dabei ein klägliches Gesichtchen, als er an ihr vorüber will.

Und der mächtige Magnet, der fast Alles anzieht, was er will — die einladenden Augen eines schönen Mädchens — bewährt sich auch hier; er wendet mit einem scharfen Ruck den Kopf seines Pferdes, und indem er neben ihr hertrabt, sagt er mit strahlendem Lächeln:

„Aber zu Vier!"

Sie war doch ein Bischen erschrocken, als sie das gesagt hatte. Das war doch nicht, wie es sein sollte; die Frau darf dem Mann nicht entgegenkommen. So denkt sie, und ein Weilchen reiten die Vier stumm vorwärts; dann aber hat Esther schon wieder andere Gedanken.

„Wie langweilig das ist! O, wenn ich doch mein Taschentuch oder meinen Schleier oder meine Handschuhe verlöre! Ob ich meine Reitpeitsche fallen lasse?"

Gedacht — gethan.

„O Mr. Gerard, es thut mir so leid, mir ist die Reitpeitsche aus der Hand gefallen."

Natürlich springt Mr. Gerard ab und hebt sie auf. Unterdessen reiten Sir Thomas und seine Mündel weiter.

„Das war ein köstlicher Gedanke von Ihnen", sagt St. John, indem er ihr die schlanke Gerte überreicht.

„Köstlicher Gedanke? Was meinen Sie damit?“ (sie erröthet.)

„O, es war also nur Zufall, wirklich? Ich dachte, Sie hätten sie absichtlich fallen lassen, und bewunderte Ihre Erfindungsgabe.“

Er sieht sie bei diesen Worten forschend an.

„Ich habe sie absichtlich fallen lassen“, entgegnet sie mit heißem Erröthen. „Warum zwingen Sie mich die Wahrheit zu sagen, die ich doch lieber verschwiegen hätte?“

„Sagen Sie nicht immer die Wahrheit?“ fragt er fast angstvoll.

„Thut das überhaupt Jemand?“

„Hoffentlich. Manche Männer wenigstens.“

„Da ich nicht die Ehre habe, ein Mann genannt zu werden, so darf es Sie auch nicht überraschen, daß meine Wahrheitsliebe nicht mein stärkster Punkt ist.“

„Sie scherzen“, sagt er, sie unruhig anblickend. „Bitte, sagen Sie mir zum Troste, daß Sie nicht mehr kleine Lügen machen, als eben zum guten Ton gehört.“

„Vielleicht — vielleicht aber auch nicht.“

Er sieht nicht sehr getröstet aus bei dieser ausweichenden Antwort, aber er berührt den Punkt nicht weiter.

„Es geschieht nicht allzu häufig, daß Papa und ich dieselbe Luft im Freien athmen; ich denke, wir haben im Hause schon vollkommen genug von einander.“

„Er ist aber doch Ihr Vater“, sagt Esther, ein wenig übler Laune, weil er sie auf einem kleinen Betruge ertappt hat.

„Darin liegt für mich durchaus nicht die Nothwendigkeit, ihn zu respectiren“, entgegnet er ernst; „im Gegentheil, ich sollte meinen, unsre Eltern müßten sich noch bei uns entschuldigen, daß sie uns in eine so traurige Welt hineingesetzt haben.“

„Traurig?“ ruft Esther und wendet ihre großen, dunklen Kinderaugen ihm zu. „Traurig — das sagen Sie? Sie so jung und —“

„Schön, wollten Sie sagen?“

„Nein, gewiß nicht — — und mit so viel Geld, um sich das Leben grade recht angenehm zu machen?“

„Aber ich habe ja nicht viel Geld. Ich werde es einmal bekommen, aber wahrscheinlich bin ich dann viel zu alt, um mir noch etwas daraus zu machen; Sir Thomas kann noch dreißig Jahre sich allein daran erfreuen“, sagt er, indem er nach dem breiten blauen Rücken des Voranreitenden blickt.

„Das muß ermüdend sein, auf die Schuhe warten

zu müssen, die ein Andrer auszieht", sagt Esther etwas bitter.

„Ermüdend? Das will ich glauben", versetzt St. John energisch; „es ist aber noch schlimmer als das — es ist entwürdigend. Meinen Sie, daß ich mein Leben nicht eben so verächtlich finde, wie Sie es ansehen? Glauben Sie mir, Miß Craven, es gibt keine Classe von Menschen in England, die so zu bemitleiden wäre als die der Erben von Stammgütern. Wir dürfen nicht arbeiten und schämen uns doch zu betteln."

„Ich bin niemals in dieser Verlegenheit gewesen, mich hat Niemand zum Erben eingesetzt", lacht sie.

„Sicherlich wäre ein besserer, nützlicherer Mensch aus mir geworden, wäre ich der zehnte Sohn irgend eines armen, braven Mannes gewesen und hätte mir mein Brod als Doctor oder Apotheker verdienen müssen; Pillen drehen, Pflaster schmieren, Alles ist besser als dies ewige Nichtsthun, und dann hätte ich doch auch die Genugthuung haben dürfen, daß man mich um meiner selbst willen lieb gewinnen könnte. Jetzt denke ich doch immer: es ist nicht meine Person, sondern Felton, was den Leuten gefällt."

„Sie sollten incognito herumwandeln wie Lord Burleigh."

„Der als Maler die Herzen der Schönen gewann, nicht wahr? Können Sie glauben, daß ich vor nicht langen Jahren den ernsten Willen und den festen Entschluß gefaßt hatte, Gutes zu thun und zu wirken nach besten Kräften? Aber Dank der Hülfe des Sir Thomas habe ich diese tugendhaften Gelüste jetzt beinahe ganz verloren. Wenn man am Tage des Weltgerichts mich fragt, wie ich mein Leben verbracht habe, so kann ich von einigen Bärenhetzen in Norwegen sprechen, von Reisen in Albanien und hierhin und dorthin, dann daß ich einmal ein großer Narr und oftmals ein böser Mensch gewesen bin."

„Wann waren Sie denn der große Narr?" fragt Esther und spitzt die Oehrchen.

„Ach, lassen wir das gut sein. S'ist eine alberne Geschichte ohne Pointe, und ich kann keine Anekdoten über mich selbst erzählen. Kommen Sie, wir wollen durch dies Thor reiten und den kürzeren Weg durch den Park nehmen; dort ist's kühler, und wir bekommen nicht die volle Ladung von Papa's und Conny's Staub in die Gesichter wie bisher."

„Aber — aber — ist's nicht gefährlich?" entgegnet die kühne Reiterin. „Kommt so ein Thier nicht manchmal mit den Beinen in eine Kaninchenhöhle und stürzt dann hin?"

„Häufig, ja ich darf sagen, fast immer“, antwortet St. John lachend und öffnet das Thor mit dem Griff seiner Reitpeitsche.

Der sanfte, weiche, grüne Rasen ist gewiß angenehmer als die harte, staubige Landstraße, und so denken auch die Pferde, die plötzlich in einen lebhaften Trab fallen. Die köstliche Luft frischt die Gesichter der Reiter wieder an, wie sie so unter den Bäumen hinjagen, hin und wieder die Köpfe beugend, um nicht von den Zweigen gestreift zu werden.

Lachend, rosig, halb in Furcht, halb voll Freude, sieht sie

„So lieblich aus, wie sie da reitet,
Den Zügel in der zarten Hand,“

daß sich seine Seele förmlich in die Augen drängt, die sie bewundernd, voll Entzücken betrachten.

„O wie köstlich! Ich fürchte mich gar nicht mehr, ich spotte der Kaninchenhöhlen“, ruft sie athemlos vor Vergnügen.

Aber wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle; das paßt ganz besonders auf unsre junge Reiterin. Denn kaum ist der Jubelruf verklungen, als plötzlich ein Rudel Rehe aufgescheucht vor ihnen aufspringt und eilig durch das Gestrüpp entflieht. Esthers Pferd, erschreckt von der plötzlichen Erscheinung der Thiere,

fährt heftig nach links, beugt dann den Kopf und fängt an so gewaltig hinten auszuschlagen, als wollte es aus der Haut fahren.

„Nehmen Sie sich in Acht! Halten Sie sich fest! Kopf in die Höhe!“ schreit St. John in wahrer Verzweiflung.

Aber schon im nächsten Momente braust der Braune mit weitgeöffneten Nüstern und hin und her flatterndem Zügel ohne Reiterin an ihm vorüber. Eine Sekunde danach ist er abgesprungen und kniet an der Seite eines blauen Tuchhäufchens, welches bewegungslos unter den Butterblumen liegt.

„Ich bin nicht todt“, sagt das Häufchen, indem es sich aufrichtet und ihm matt zulächelt, während er sich über sie beugt mit seinem braunen Gesichte, das kreideweiß aussieht vor Todesangst. „Sehen Sie doch nicht so erschrocken aus!“

„Gott sei Dank!“ sagt er, wie aus der Tiefe des Herzens heraus. „Als ich Sie so liegen sah — formlos — leblos — da dachte ich beinahe — O (er schaudert zusammen), ich weiß nicht, was ich dachte.“

„Das nächste Mal muß man mich auf's Pferd festbinden, nicht wahr?“ sagt Essie und legt die Hand an die Stirn, als müsse sie sich erst wieder besinnen, was ihr geschehen. „O, Mr. Gerard“, ruft sie, und das volle Blut kehrt allmählich wieder in die Wangen und

Lippen zurück, „ich hasse das Reiten! Es ist entsetzlich gefährlich, grade so schlimm wie eine Schlacht!“

„Grade so!“ versichert St. John und lacht herzlich mit erleichtertem Herzen. „Und haben Sie sich auch ganz gewiß nicht weh gethan?“

„Ganz gewiß nicht.“

„Wirklich?“

„Wirklich.“

Um dies zu beweisen, springt sie auf; aber, sowie sie dies thut, verzieht sich ihr Gesicht vor Schmerz, und sie sinkt auf ihr Butterblümchen-Lager zurück.

„Doch nicht ganz; ich glaube, es ist irgend etwas mit meinem Fuß geschehen — verrenkt oder so etwas.“

Und sie streckt ihr Füßchen unter dem Reitkleide hervor. Ein sehr, sehr kleiner Fuß ists, trotz der bäurisch gemachten Stiefel, die ihn umschließen und die selbst in diesem aufregenden Momente St. John's Mißfallen erregen.

„Wie mir das Leid thut! Wo ist der Schmerz? Hier um den Knöchel? Ich bin ganz außer mir — was kann ich nur thun? Soll ich in vollem Galopp nach Hause reiten und den Wagen kommen lassen?“

„Mit dem Arzt, dem Advocaten und dem Pastor drin? — Nein, ich denke, so weit ist's noch nicht.“

„Aber hier können Sie doch unmöglich sitzen bleiben. Könnten Sie wohl nach Hause reiten, glauben Sie?“

„Auf dem entsetzlichen Thiere? Nimmermehr!“

„Aber wenn ich es den ganzen Weg führe?“

„Nun gut; aber — ich kann es ja gar nicht reiten, es ist ja davongelaufen.“

„Da muß ich wohl einmal nach der Bestie sehen“, sagt St. John und steht widerwillig auf. „Das abscheuliche Thier! Und Sie werden sich nicht fürchten, wenn Sie ein paar Minuten allein bleiben müssen?“

„Durchaus nicht, wenn keine Pferde in der Nähe sind“, entgegnet sie mit einem herzigen, unschuldigen Lächeln, welches er mit sich fortnimmt in den Sonnenschein, durch die Farrenkräuter und den duftigen Wald.

Effie verbringt eine volle halbe Stunde, indem sie Miß Blessingtons zerdrückten Hut, das geborgte Gut, wieder in Ordnung zupft und glättet, wieder eine Viertelstunde, indem sie das Gras und die Blumen, so weit ihr Arm reicht, wieder aufrichtet, und noch eine volle Viertelstunde, indem sie an das männliche offne, angenehme Gesicht St. John's denkt, und wie entsetzt es ausgesehen, als es sich dicht, dicht über ihre Nase beugte. — „Wie viel hübscher ist doch seine Größe als das Riesenmaß von Bob!“ Dabei seufzt sie.

Endlich kommt St. John schweißtriefend von seiner erfolglosen Jagd zurück.

„Das verwünschte Thier! Ich konnte es nicht einholen, es ist gar zu pfiffig.“

„Wie thut mir das Leid!“ sagt Esther und blickt zu ihm auf, den Schooß voll von abgerissenen Blümchen.

„Mir auch, aber um Ihretwillen. Sie müssen sich nun auf mein Pferd setzen.“

Nach einigem Sträuben gibt sie es zu, daß er sein Pferd losbindet von der grünen Weide, wo es sich unterdessen gelabt hat.

Dann bückt er sich zu ihr nieder.

„Sie müssen mir schon erlauben, daß ich Sie hinaufhebe“, sagt er und blickt in die großen, süßen Augen, die unter der Krempe des zerschlagenen, wie betrunken aussehenden Hutes hervorschauen.

„Muß ich das?“ sagt sie, scheu die Augen niederschlagend.

„Ja. Ist es Ihnen so sehr unangenehm?“

„Nein.“

Er hebt sie sanft in die Höhe und — wunderbar, obgleich er durchaus kein Simson an Kraft ist, und ein junges Mädchen von siebzehn Jahren doch

nicht grade federleicht zu sein pflegt, ihm scheint die Sekunde, die er braucht, um sie auf das Pferd zu setzen, kürzer wie jede andere. Sein Herz klopft in rascheren Schlägen, als er das schöne Geschöpf in seinen Armen hält.

„Ich glaube, Sie müssen mir auch gestatten, Sie festzuhalten“, sagt er, indem er sehr zart und respectvoll den Arm um die schlanke Gestalt auf dem Pferde legen will.

„Nein, nein!“ ruft sie hastig und entzieht sich der Stütze; „es ist gar nicht nöthig, ich falle gewiß nicht.“

Sie bebt zurück vor der fast zur Nothwendigkeit gewordenen Vertraulichkeit. Nicht etwa weil ihr St. John unangenehm ist, auch nicht aus Angst, Unrecht an Bob zu handeln; nein, das Gefühl entspringt aus einer ihr ganz ungewohnten Schüchternheit.

„Wie Sie wünschen“, entgegnet er ruhig und läßt sie augenblicklich frei. „Ich fürchte nur, Sie werden sich täuschen; Sie können nicht fest auf dem Sattel sitzen ohne Stütze;“ dabei faßt er die Zügel.

Langsam und schweigend geht es so vorwärts durch den Park. Esther klammert sich mit den Händen fest an die Mähne des Thieres, denn jeden Augenblick meint sie von dem schlüpfrigen Sitz herabstürzen zu

müssen. Alle zwei Schritte muß sie sich wieder einen Ruck geben, um nur etwas Sicherheit zu gewinnen. Dabei glüht die Sonne. Hin und wieder stößt der kranke Fuß bei einer Unebenheit des Weges an den Sattelknopf. Sie fühlt sich schwindlig und krank vor Hitze und Schmerz.

„Mr. Gerard! Mr. Gerard! Ich falle!“ ruft sie, streckt die Arme nach ihm aus und packt seine Schulter mit einer Heftigkeit, von der sie selbst nichts weiß.

Er ist großmüthig. Er triumphirt nicht, er ruft nicht: „Habe ich es nicht vorher gesagt?“ Er sagt nur mit angstvollem, gütigem Ton und noch weit liebevolleren Blicken: „Ich fürchte, Sie haben viel Schmerzen“, und dann legt er den vorher zurückgewiesenen Arm um die schlanke Mädchengestalt.

Als sie so durch das Parkthor kommen, reiten eben Sir Thomas und seine Mündel ihnen von der Straße her entgegen. Constanze ist der große Liebling des Alten; sie ist hübsch zum Ansehen und spricht sehr wenig, höchstens Ja und Nein.

„Nun werden Sie einen Austausch von Höflichkeiten zu hören bekommen“, sagt St. John bitter; „ich sehe schon aus dieser Entfernung, in welcher Wuth der verehrte Papa ist.“

„Miß Craven ist gestürzt, Sir Thomas, und hat

sich den Fuß verstaucht“, ruft er schon von Weitem ihnen zu, um einer Frage vorzubeugen.

„Und hat das Pferd sich dabei die Knie beschädigt?“ schreit der Alte wild, ohne die geringste Notiz von Miß Esthers Unfall zu nehmen. „Gewiß wieder ein toller Streich, über die Gräben gesetzt oder so was — wie? Nun frage ich Dich — junger Mann — wo hast Du das Thier gelassen? Heraus mit der Sprache!“ Er hat sich in eine wahre Truthahnröthe hineingebrüllt.

„Verwünscht sei die Bestie!“ entgegnet St. John kreideweiß, indem er auch auf einen Augenblick seine feinen Sitten vergißt.

St. John's Wuthausbrüche, in die er nicht oft verfällt, sind weit schrecklicher als die seines Vaters; das weiß dieser auch und ist daher sofort zum Schweigen gebracht, wenn er einen solchen Sturm herannahen sieht. Miß Blessington sieht entsetzt aus. Diese jeune personne bien élevée sieht immer entsetzt aus, wo es hingehört.

„Sie sind doch nicht wirklich schwer verletzt?“ fragt sie, indem sie sich an Esthers Seite begiebt, während Vater und Sohn im Hintergrunde noch einige friedliche Auseinandersetzungen haben. „Welchen Weg

haben Sie denn genommen, und was ist denn aus Ihrem Pferde geworden?"

„Wir sind durch den Park geritten", entgegnet Esther, sich noch fest an ihr Thier klammernd, „und dort ist das Pferd auch noch, wie ich glaube. Mr. Gerard gab sich alle Mühe, es einzufangen, aber es gelang ihm nicht."

„Durch den Park?" wiederholt Miß Blessington mit einem überlegnen Lächeln. „O, ich begreife jetzt weshalb: es ist der kürzere Weg! Der arme St. John hat eine solche Aversion gegen bloßes Spazierenreiten, daß er sich stets bemüht, diese Plage so viel als möglich abzukürzen!"

Elftes Kapitel.

Es ist der erste September, und manches braune Rebhühnchen, das jetzt noch lustig umherspaziert, hat der Tod sich zum Opfer auserlesen. St. John und sein Papa gehen täglich zusammen auf die Rebhühnerjagd. Esther verbringt den Tag auf ihrem Schlafzimmer, liegt völlig angekleidet mit verbundenem Fuße auf dem Sopha, und wenn sie auch durchaus nicht gehen kann, ohne die heftigsten Schmerzen zu fühlen, empfindet sie doch fast gar keine beim Stillliegen. Es ist nicht sehr angenehm, die Kranke spielen zu müssen, wenn das Leiden nur lokal ist, und man sich außerdem der köstlichsten Gesundheit und besten Laune erfreut; wenn das Essen uns heraufgebracht wird, und zwar in mäßigen Portionen, wie es sich für einen Invaliden ziemt, und man doch so hungrig ist, wie

nur ein normal gesundes Menschenkind es sein kann. Man schämt sich dann fast, es einzugestehen und hungert lieber ein Weilchen.

Die arme Miß Craven verbringt einen sehr langweiligen Tag. Die rothen Röschen und der wilde Wein am Fenster nicken herein und begreifen nicht, weshalb das hübsche Kind so träge daliegt, statt hinaus in den Blumenduft und Sonnenschein zu gehen. Ein Bienchen summt von Zeit zu Zeit zum Fenster herein, als wollte es ihr Grüße bringen von der sonnigen, schönen Welt da draußen. Das Zimmer ist so still wie ein Grab, nur fühlt sich Esther durchaus nicht wie eine Todte, sondern fast überströmend von Leben und Frische. Dann und wann kommt Miß Blessington geräuschlos herein und sagt in ihrer sanften, eintönigen Weise: „Ich hoffe, Sie fühlen sich jetzt etwas besser", und rauscht dann wieder davon. Sie hat Esther zur Unterhaltung einen seichten Roman und ein Buch mitRäthselaufgaben gebracht; aber Beides vermag die arme kleine Gefangene durchaus nicht zu interessiren. Sie hat deshalb aus Verzweiflung den halben Tag lang an Bob geschrieben, und doch ist der Brief kaum zwei Seiten lang. Aber rings umher auf dem Tische liegen halb beschriebene, angefangene, zerrissene Briefbogen, und immer ist

der Name Gerard der Stein des Anstoßes; entweder vermeidet sie ihn ganz und gar, und das klingt unnatürlich, oder er drängt sich zwischen jede Zeile, und das darf doch auch nicht sein. So aber lautet das Billet-doux von Miß Craven, wie es endlich in Plas Berwyn anlangt:

„Lieber Bob! — Vielen Dank für Ihren Brief; bitte, machen Sie ein andermal ein paar Punkte. Ich hatte eine höchst unangenehme Reise hierher — furchtbaren Staub und noch dazu ein krankes Kind im Wagen. Felton-Hall ist sehr schön, und Alle sind sehr freundlich gegen mich. Gestern bin ich mit Sir Thomas und seiner Mündel ausgeritten, und natürlich fiel ich vom Pferde, so etwas kann eben nur mir passiren, und habe mir den Fuß ein wenig verstaucht. S'ist aber kaum der Rede werth. Miß Blessington, die Mündel, ist sehr schön, sieht aber viel älter aus wie ich. Bitte, grüßen Sie Ihre Mama vielmals und auch die Mädchen. Sagen Sie aber Bessy, es wäre nicht der Mühe werth, mir erst: „Die Sündigkeit der kleinen Sünden" zu schicken, da ich zu Hause viel mehr Zeit zum Lesen haben werde.

Herzlich die Ihrige

Esther Craven.

Nachschrift. — Mr. Gerard ist durchaus nicht

hübsch; er scheint ein sehr passionirter Jäger zu sein; heute war er den ganzen Tag auf der Jagd."

Das Essen ist vorüber, und Esther denkt schon an Schlafenszeit. Wie langweilig ist dies Alleinsein! Es klopft. Miß Constanze erscheint mit einem köstlichen Blumenstrauße aus lauter sanft duftenden Blumen, Reseda, Heliotrop u. s. ,w. also himmelweit verschieden von Bobs wohlgemeinter dicker Levkoysammlung, über die sich St. John so lustig gemacht hatte.

„Ich hoffe, Sie fühlen sich jetzt etwas besser", ertönt die gewöhnliche Formel in denselben langgezogenen Tönen.

„O ja, danke; mir geht's ganz gut" (sie gähnt dabei und sieht trostlos gelangweilt aus.) „Was für reizende Blumen!"

„St. John schickt sie Ihnen", sagt sie kurz.

„Mr. Gerard?" Urplötzlich ist alle Langeweile aus dem Gesichte verschwunden. „Wie gut ist das von ihm!"

„Er ist immer sehr gutmüthig", entgegnet Constanze, kühl ablehnend.

„Es ist um so liebenswürdiger von ihm, als er doch, wie Sie mir sagten, eine so unüberwindliche Ab-

neigung gegen Fremde hat“, fährt Essie fort, und ihre Augen blitzen schelmisch.

Constanze, etwas aus der gewohnten Fassung gebracht, wendet sich zum Fenster.

„Er trug mir auf, Sie zu fragen, ob er Sie für ein oder zwei Stunden hinunter in das Wohnzimmer tragen solle?“ sagt sie dann gezwungen. „Aber ich glaube, Ihnen wird's gewiß lieber sein, in Ruhe gelassen zu werden; und je stiller Sie liegen, desto besser ist's für den kranken Fuß.“

„Im Gegentheil, ich möchte es sehr gern“, ruft Essie mit großer Freude. „Unten in Ihrer heitern Gesellschaft werde ich meine Schmerzen viel schneller vergessen; denn ich bin entsetzlich allein hier, ich wollte eben Ihr Mädchen bitten, mir etwas von den neuen Moden zu erzählen.“

Vor Miß Cravens Thür hält St. John eine Weile still, etwa wie der Pilger, ehe er in das Allerheiligste tritt. Rosenrothe Vorhänge, einen zierlichen Toilettentisch, mit allerlei Niedlichkeiten bedeckt, und zwei unendlich kleine Pantöffelchen treffen seine spähenden Augen sofort beim Eintreten. Ihm ist zu Muthe wie Faust in Margarethens Zimmer. Und das Gretchen selbst liegt nachlässig, aber unaussprechlich anmuthig auf dem Sopha ausgestreckt, die Arme unter

den Kopf gelegt; die glatten Ellbogen und Schultern schimmern milchweiß durch das kältere Blauweiß des Kleides; und das zu ihm aufblickende Gesicht, so kindlich in seiner weichen Rundung, und doch wieder so weiblich gefährlich durch die Pfeile, die ihre lachenden, schläfrigen Augen zu schleudern wissen, grüßt ihn mit einem warmen, dankbaren Blick.

„Wie gut ist das von Ihnen!“ sagt sie und streckt ihm die Hand hin, während er neben dem Sopha steht, etwas erschöpft, wie es scheint, von des Tages Arbeit. „Eben habe ich noch berechnet, wie lang' ich wohl noch warten müsse, ehe ich einen triftigen Grund hätte, um zu Bett zu gehen; man wird sich selbst so sehr überdrüssig.“

„Nicht so überdrüssig wie Einem die eigne Familie bisweilen wird“, sagt St. John finster.

„Ich habe keine“, entgegnet sie einfach.

„Wir Gerards haben darin ein ganz besonderes Geschick, uns gegenseitig das Leben sauer zu machen“, fährt er in gereiztem Tone fort. „Ich bin oft versucht, zu denken, daß wir wohl die unliebenswürdigste Familie auf der ganzen Welt sind.“

„Das denkt man gewöhnlich von seiner eignen Familie“, entgegnet Essie lachend; „man weiß da alle die kleinen Schwächen zu gut auswendig.“

„Hat sich Miß Craven anders besonnen, St. John?“ fragt Miß Blessington an der Thüre.

St. John fährt zusammen. „Nicht daß ich wüßte.“

Er beugt sich und hebt sie sorglich, wie ein kostbares Gut, in seinen Armen empor; wie er das thut, erfaßt sie ein leichtes, thörichtes Zittern, ähnlich dem Windhauch, der über einen stillen See gleitet. Er trägt sie die breite Treppe hinab, und Constanze folgt ihnen, um aufzupassen, daß unterwegs kein Aufenthalt gemacht wird.

Es ist ein hohes luftiges Gemach, in dem sich die Familie des Abends zu versammeln pflegt. Prächtige Ansichten von Staffa und Jona und schöne Statuetten füllen Wände und Nischen; Venus, Minerva, Clythia stehen da mit wundervoll gemachten Haaren, aber in sehr leichter Kleidung. Auf den Tischen liegen verschiedene Journale: „Der Friedensrichter“, das ist für Sir Thomas, „das Feld“, für St. John, und das „Cornhill Magazin“ für Alle. Sir Thomas spielt eben mit seiner dicken Gattin Puff; das geschieht jeden Abend — stets vier Partien hintereinander, und wenn er sie gewinnt, sogar fünf.

„Wirf doch die Würfel nicht so heftig!“ sagt er verdrossen. „Wie zum Teufel soll man da die Zahlen erkennen können?“

„Zweimal acht, Sir Thomas“, entgegnet Mylady schüchtern.

„Ach lieber gar! Ich glaube kein Wort davon!“

Miß Constanze, von ihrem Kammermädchen in duftige Barège gekleidet und von Mutter Natur in das Gewand schöner Geistlosigkeit gehüllt, welches sie weder schlafend noch wachend, weder zu Hause noch auf Reisen, weder im Leben noch im Tode ablegen wird, sitzt am Tische mit einer Stickerei.

„Spielen sie alle Abende so zusammen?“ fragt Esther aus dem Winkel des Sophas hervor, wohin sie St. John's Sorgfalt gebettet hat. Sie begegnet bei dieser Frage seinen Augen, die über das Journal hinweg die ihrigen suchen. Alles was er liest, vermischt und verwirrt sich heute in seinem Hirn mit der Gestalt von Esther Craven.

„Spielen sie alle Abende?“ wiederholt sie.

„Jeden Abend, und jeden Abend beschuldigt Papa die Mama, daß sie ihn im Spiel betrüge.“

„Und Sie? Was thun Sie?“

„Ich lese, schlafe, spiele Dame oder Schaf und Wolf mit Conny.“

„Lebt sie denn immer hier?“

„Immer.“

„Sie sind also von ihr unzertrennlich, wie es scheint?“

„Ja, wir vertragen uns ganz gut; sie ist ein sehr nettes Mädchen, sie sitzt oft stundenlang bei mir im Rauchzimmer.“

„Das ist nicht recht, aber — amüsant — sagte der Affe, als er die Katze küßte“, bemerkt Esther keck. „Sie haben sie wohl sehr gern, wie?“

„Hm!“ sagt er achselzuckend. „Ich habe eine Art von Zähigkeit in meinen Neigungen.“

„Weshalb haben Sie aber da Ihren Vater nicht lieber?“

„Lieb habe ich ihn auch in gewissem Sinne; ich würde wahrscheinlich, wenn er in einen Teich purzelte, hineinhopsen und ihn herausfischen.“

„Noch eine Partie, Mylady?“ brüllt Sir Thomas triumphirend. „Das ist das neunte Spiel, welches ich heut' Abend gewinne; ich habe es schon so oft gesagt, Du spielst entsetzlich schlecht.“

Die arme Gnädige, ein riesiges Gähnen mühsam unterdrückend, ordnet ihre Steine wieder; sie hatte schon gehofft, die Strafe sei vorüber und der süße Lohn harre ihrer: der Schlummer im Lehnstuhl.

St. John springt auf und tritt zu den Spielern. Er haßt es, mit seinem Vater zu spielen, aber noch

mehr, wenn er sehen muß, wie dieser seine Mutter quält.

„Wir wollen eine Partie zusammen spielen, Papa; die Mutter ist müde."

„Unsinn!" brummt Sir Thomas. „Müde? Von was soll sie denn müde werden? Sie tändelt im Garten herum, zupft Rosenblätter ab, ist das eine Arbeit?"

Aber des Mannes Wille ist stärker als des Truthahns Kollern und der letztere muß sich fügen.

Zwölftes Kapitel.

Ein verstauchter Fuß bedarf langer Pflege und Schonung. Zum Glück war Esthers Fall kein sehr schlimmer, und so erforderte es nur eine Woche Gefangenschaft, während welcher Zeit sie auf einem behaglichen Sopha im Bibliothekzimmer ruhte, wohin der Duft der Resede aus dem Garten herein drang, bis sie das kranke Glied wieder frei bewegen konnte. Sie hatte es nicht ungern gesehen, daß man so viel Aufhebens um sie machte, obgleich sie, wenn es nach Miß Blessingtons Willen gegangen wäre, nicht aus ihrem Schlafzimmer herausgekommen und keine andere Gesellschaft gehabt hätte als höchstens die eines mitleidigen Dienstmädchens. Constanze hatte gewiß dabei die gute Absicht, die arme Essie recht schnell gesund

werden zu lassen, aber unglücklicher Weise waren zwei Hauptpersonen in dieser Sache entschieden anderer Meinung. Die junge Patientin verlangte sehnsüchtig nach der Unterhaltung im Wohnzimmer, und der Sohn des Hauses nach der ihrigen, und also wurden Miß Conny's Pläne durchkreuzt.

„Ist Miß Craven fertig? Kann ich sie herunterholen?“ fragt St. John eines Tages, als Miß Blessington nach dem Frühstück bei ihm steht.

„Ich weiß es in der That nicht, St. John.“

„Nun?“

„Ob“, sagt sie mit einem erkünstelten Husten und mit ihrem stereotypen Lächeln, „ob überhaupt Miß Craven den Wunsch hat, wieder gesund zu werden —“

„Daran dürfen wir doch wohl nicht zweifeln,“ entgegnet er, eine Zeitung nehmend.

„Ich weiß nicht“, fährt sie fort. „Sie ist doch kaum eine Patientin mehr zu nennen, und es macht ihr, glaube ich, Spaß, daß Sie sich so viel Mühe mit ihr geben. Sie haben nun einmal eine fabelhafte Gutmüthigkeit gegen alle Welt.“

„Ja, ich bin eigentlich furchtbar gutmüthig“, sagt er und lacht hinter seiner Zeitung. „Ich glaube nicht,

daß ein Mann unter Hunderten an meiner Stelle so handeln würde, nicht?"

Sie schweigt, aber sie ärgert sich. Gereizt wendet sie sich ab.

„Mir ist's nur unbegreiflich, wie das Mädchen es dulden kann, daß Sie sie beständig hin und her schleppen."

„Sie wird wohl wissen, daß mir das ein Vergnügen ist."

„Den halben Tag bringt sie auf der Treppe in Ihrem Arme zu."

„Was für ein entsetzlich unmoralisches Bild entwerfen Sie da, Conny!" sagt er lachend.

„Für einen Mann mag das amüsant sein", fährt sie fort, „aber für ein Mädchen doch wahrhaftig nicht — wie ein Waarenballen von einem total Fremden hin und her getragen zu werden, ist doch wahrlich nicht sehr angenehm. Ja, wenn Sie ihr Bruder wären, das wäre etwas ganz Anderes.

„Wenn ich ihr Bruder wäre, so würde es allerdings etwas ganz Anderes sein", sagt er zustimmend.

Aber obgleich er nur Miß Blessingtons Satz wiederholt hat, so liegt doch ein besonderer Ausdruck darin, der Constanze heftig verdrießt.

„Ich dächte doch", sagt sie endlich, „daß meine

Anspielungen ziemlich deutlich sind. Sie sollten das Mädchen in ihrer Zurückgezogenheit, an die sie ja ohnehin gewöhnt ist, respectiren, nicht aber sie erst hervorziehen, um sie dann fallen zu lassen —"

„Wie eine heiße Kastanie?"

„Ach! Vorgezogen und dann fallen gelassen zu werden, ist sehr verletzend."

„Nun, Conny", sagt er, „bis dato habe ich das „Fallenlassen" weit mehr durch Euer Geschlecht kennen gelernt als die Damen durch mich.."

„Unsinn!" sagt sie ärgerlich. „Das ist der Stolz, der sich in den Mantel der Demuth hüllt. Sie werden dem Mädchen, das bis dahin vielleicht nur von einem Walliser Bauer Aufmerksamkeiten erfahren hat, den Kopf verdrehen, und wenn Sie sie dann fallen lassen — —"

„Wenn ich sie fallen lasse", entgegnet er gereizt und des Gespräches müde, „nun dann wird es um sie auch nicht schlimmer stehen als vorher."

Esther liegt unterdessen behaglich auf dem Sopha und freut sich darauf, wenn St. John kommen wird und mit ihm Heiterkeit und Amüsement. Sie hat nur sehr leichte Andeutungen über ihren Unfall nach Hause gemacht, aus Furcht, daß der allzu ängstliche Bob mit seinem fadenscheinigen Jagdrocke und den knarrenden

Stiefeln plötzlich hier erscheinen könne. Großer Gott, wenn St. John diesen Stiefeln vorgestellt werden müßte! Ein kalter Schauer rieselt ihr den Rücken hinab beim bloßen Gedanken daran. St. John ist durchaus kein Geck, aber ein Aristokrat vom Kopf bis zu Fuß, auch in seiner Kleidung.

Am Nachmittag des Tages, an dem das oben erwähnte Gespräch stattfand, treten St. John und sein Papa fast zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Seiten in das Bibliothekzimmer, in dem die Damen sitzen und Thee trinken.

„Wieder Spülwasser!“ sagt der edle Vater in seiner groben Weise. „Ich kann doch niemals hier hereinkommen, ohne daß ich Euch Frauenzimmer Thee schlampen sehen. Warum in aller Welt trinkt Ihr denn nicht lieber Bier oder Wasser, statt Euch den Magen mit dem Zeuge zu verderben?“

Bei dieser höflichen Rede sinkt Schweigen über die Gesellschaft. Schweigen ist überhaupt fast immer Sir Thomas' Begleiter; er weiß auch, daß Alles verstummt, wenn er eintritt, und das macht ihn nur noch wüthender.

„Dann sitzt Ihr mit den Knieen fast im Feuer bei den schönen Tagen“, fährt er in seinem zänkischen Tone fort, „zerstört Eure Gesundheit durch die Tonnen

heißen Thee, die Ihr verschluckt, und wundert Euch dann noch, daß Ihr wie Talglichter ausseht statt, wie Eure Großmütter, wie Rosen und Lilien!"

„Vielleicht", entgegnet der Sohn trocken, „paßt Deine überaus freundliche Bezeichnung doch nicht ganz auf die Damen, Papa."

Dabei fallen seine Augen wie unwillkürlich auf die klare, rosige Schönheit in dem glücklichen Kindergesichte der jungen Fremden.

„Ich mache mir gar nichts daraus, „Talggesicht" genannt zu werden", sagt Esther leise lachend; „in „Romeo und Julia" wird die schöne Julia auch von ihrem Vater so genannt."

„Das muß sicher ein Vorfahre des meinigen gewesen sein, nicht?" sagt der junge Mann, indem er sich lachend über sie beugt.

Constanze hört das vertrauliche Geflüster und sieht mit einem gewissen Mißbehagen nach den Beiden hin. Gerard bemerkt es und wendet sich sogleich zu ihr.

„Was machen Sie denn, Conny?"

„Morgenschuhe."

„Ohne Zweifel für mich. Mit Ihrer gewohnten Zartsinnigkeit entsinnen Sie sich, daß nächste Woche mein Geburtstag ist, und arbeiten eine Ueberraschung

für mich. Es thut aber nichts, daß ich es errathen habe —"

„Sie sind gar nicht für Sie, St. John; sie sind für den Bazar bestimmt."

„Für den Bazar?" wiederholt er spöttisch. „Seit vorigem Monat essen, trinken, schlafen, sprechen, hören und riechen Sie nichts Anderes, als was Bezug auf den Bazar hat."

„Bazar! Tollheit!" brummt Sir Thomas, steht auf und geht nach der Thüre. „S' ist ein Haufen fauler Frauenzimmer, die da zusammenkommen, Kinkerlitzchen verkaufen und sich selbst zu Narren haben." Damit verläßt er das Zimmer und wirft die Thüre heftig zu.

„Nicht um die Welt hätte ich ihm die Genugthuung gegeben, daß ich mit ihm übereinstimme", sagt St. John und spricht, vielleicht ohne es zu wissen, jetzt lauter, da der Tyrann sich entfernt hat; „aber ich muß gestehen, daß ich in diesem Falle ganz seiner Meinung bin. Ein Bazar ist die höhere Schwindelei."

„Ach, wie Schade!" sagt Esther seufzend. „Und ich hatte mich so darauf gefreut!"

Er setzt sich auf einen kleinen Stuhl neben ihrem Sopha.

„Auf den Bazar gefreut?" ruft er spottend. „Liebe

Miß Craven, das wirft ein sehr trübes Licht auf Ihre Vergangenheit. Lieber Himmel, ebenso gut könnten Sie sagen, Sie freuten sich auf einen Besuch beim Zahnarzt oder auf ein Begräbniß!"

„Niemand denkt auch daran, sich darauf zu freuen; es ist eben ein nothwendiges Uebel geworden", sagt Miß Blessington mit Ergebung.

„Conny! Conny!" brüllt Sir Thomas von irgend woher aus der Ferne.

Zögernd erhebt sie sich, denn sie läßt die Beiden nicht gern bei ihrem tête-à-tête.

Esther ist ein wenig verlegen und erfaßt den ersten besten Gesprächsstoff, um nur etwas zu sagen.

„Miß Blessington wird auch in einer Bude verkaufen?" sagt sie.

„Ja."

„Und ich soll ihr dabei helfen?"

„Ja."

„Nun, ich verspreche Ihnen, Sie nicht zu quälen, daß Sie meine Sachen kaufen sollen."

„Das sollte mir Leid thun."

„Es werden auch zwei Freundinnen von Miß Blessington kommen, die hier wohnen sollen?"

„Ja."

„Freuen Sie sich darauf?"

„Freuen ist nicht das rechte Wort für meine Empfindungen — ich bin außer mir vor Entzücken!“

„Sie sind schön, wie ich vermuthe, gebildet, witzig; so wenigstens denke ich mir die vornehmen Frauen“, sagt sie, nicht ohne einen Hauch von Eifersucht.

„Im Gegentheil, Sie werden kaum uninteressantere Geschöpfe jemals gesehen haben, als diese sind“, sagt er; „aber ich freue mich doch aufrichtig auf ihr Kommen.“

„Und warum?“ fragt sie und sieht ihn an, ob er scherze.

„Weil“, flüstert er und beugt sich über sie, „wenn die Gesellschaft größer ist, die Gelegenheit zu einem ungestörten tête-à-tête mit verwandten Seelen weit eher möglich wird. Sehen Sie das ein?“

Und Esther sieht das ein, und indem sie an Robert Brandon denkt, klopft ihr das Herz halb vor Angst, halb vor Wonne.

Noch ehe der Bazar beginnt, ist Miß Cravens Fuß wieder völlig hergestellt. Am Abend vorher wandelt sie an St. Johns Arme in dem mondbeglänzten Garten auf und ab. Er führt sie sorglich, obgleich sie kaum noch der Stütze bedarf, und Constanze sieht vom Fenster aus mit großem Verdruß dem Spaziergange der Beiden zu. Esther steckt ihr weißes Händ-

chen in die Fontaine und läßt das silberne Wasser darüber fluten. Dann lacht sie fröhlich wie ein Kind und plaudert harmlos mit St. John, der ihr andächtig zu lauschen scheint. Und so unschuldig ist das Geplauder, daß es Jeder hätte hören können, aber die Eifersüchtige denkt nicht so.

Als die Damen sich zur Nachtruhe auf ihre Zimmer zurückgezogen haben, kommt zu Esthers Verwunderung Miß Blessington noch einmal zu ihr.

„Ich wollte Ihnen gern gratuliren", sagt Constanze höflich; „Sie haben sich vollständig erholt."

„Ja, vollständig."

„Und Sie können ganz gut ohne jeden Beistand gehen, nicht wahr?"

„Ganz gut", sagt Esther und wendet das Köpfchen, um ihr Erröthen zu verbergen, denn heut' Abend hatte sie noch nicht ohne Stütze gehen können oder — wollen.

„St. John ist ein vortrefflicher Spazierstock, nicht wahr?" sagt Constanze scherzend.

„Er glaubte, ich würde sonst zu müde werden", entgegnet die Andere verlegen; „Mr. Gerard ist sehr gütig gegen mich gewesen."

„So ist er stets", erwidert Miß Blessington rasch; „das liegt in seiner Natur. Alte Bettelweiber,

Hunde, Katzen, schmutzige Kinder im Graben — ihm ist Alles gleich, er ist eben gut gegen Alle.“

„Wirklich?“ sagt Esther und lacht lustig, doch nicht ohne leisen Spott.

„Wenn ich mich nicht für Sie interessirte“, fährt Constanze fort, indem sie sich zierlich an den Kamin lehnt, „würde ich mir wahrlich nicht die Mühe nehmen, Sie über einige Eigenthümlichkeiten in dem Charakter St. Johns aufzuklären; ich kenne ihn aber schon so lange und kann Ihnen versichern, daß er mit seinen Aufmerksamkeiten, die er Allen entgegen bringt, durchaus nichts meint, und möchte Sie daher hiermit gewarnt haben, denn man kann sich sehr leicht etwas darauf einbilden.“

„Ich bin Ihnen unendlich dankbar“, antwortet das junge Mädchen mit spöttischem Tone; „aber in der bescheidenen Welt, in der ich groß geworden, bilden sich die Mädchen nicht sofort etwas ein, wenn ihnen ein Herr den Arm bietet, falls ihr Fuß den Dienst versagt.“

„Nun, eine Warnung zur rechten Zeit schadet nie etwas“, sagt sie nickend und lächelnd, „und einige kleine Bemerkungen, die St. John neulich über Sie machte und die so gar geringschätzig klangen, bestimmten mich dazu, Ihnen diese freundliche Warnung zu

geben, damit Sie nicht auch in die Schlinge fallen möchten, in die ich schon Viele, Viele habe fallen sehen. Gute Nacht!"

„Bleiben Sie!" ruft Esther, springt auf und hält ihren Besuch an dem duftigen Barègekleide fest. „So dürfen Sie nicht fort! Sie müssen mir sagen, was das für „kleine, geringschätzige" Bemerkungen waren, die Mr. Gerard in Betreff meiner gemacht hat!"

„Ach, wirklich — ich erinnere mich nur unklar", entgegnet Constanze halb mit wirklicher, halb mit gemachter Zurückhaltung; „ich habe damals nicht recht Achtung gegeben — ich hätte es lieber gar nicht sagen sollen."

„Aber da Sie es nun einmal angedeutet haben", ruft die Andere gebieterisch, „so müssen Sie es mir gefälligst jetzt deutlich erklären!"

„Lieber Himmel, ist denn das der Mühe werth, sich so aufzuregen? Wozu denn diese tragische Miene? Es kann doch wahrhaftig von sehr geringem Belang für Sie sein, was er von Ihnen sagt oder nicht sagt —"

„Von ganz geringem Belang! Aber ich will es dennoch wissen!"

„Nun gut", sagt sie mit verlegenem Lächeln, „es ist wahrhaftig nicht nöthig, daß Sie sich wie eine Verzweifelte geberden; es war nichts als daß er, als

ich ihm Vorwürfe über sein Benehmen gegen Sie machte, in seiner kurzen, rauhen Art so etwas sagte wie: er werde — über kurz oder lang — Sie doch „fallen" lassen, und Sie würden sich ja bald darüber beruhigen, so etwas Aehnliches war es. Den eigentlichen Wortlaut weiß ich nicht mehr. Gute Nacht!"

Aber die schöne Esther steht wie vernichtet mit zornigen, funkelnden Augen da und vergißt den Gruß zu erwiedern.

Zwölftes Kapitel.

Der Tag, an dem der Bazar stattfinden soll, ist gekommen; mit ihm auch die erwarteten Freundinnen von Miß Blessington, die beiden Fräulein De Grey. Auch einen Bruder, einen Mr. Charles De Grey, haben sie mitgebracht. Jene große, gelbe Equipage, die Esthers Staunen bei ihrer Ankunft so erregte, steht wieder wartend da, die feurigen Rosse stampfen ungeduldig. Ein zierlicher Einspänner mit einem großen, schwarzen Pferde und einem sehr kleinen Livreebedienten harrt seines Eigenthümers, St. John.

„Wie werden wir uns vertheilen?" sagt Constanze, indem sie unter den Portikus tritt und den kleinen weißen Sonnenschirm entfaltet. „Wie viel sind wir? Adeline, Georgine, Miß Craven und ich sind vier und Ihr zwei Herrn macht sechs. St. John, wollen Sie Miß De Grey in Ihren Wagen nehmen?"

„Ich würde überglücklich sein", entgegnet er langsam und stockend, ohne von der Blume aufzublicken, die er sich eben ins Knopfloch steckt; „aber ich glaube, ich habe ein Versprechen einzulösen, welches ich schon längst Miß Craven gegeben habe. Sie sind noch nie in einem Einspänner gefahren, nicht wahr?" Dabei sieht er sie fast flehend an, damit sie ihn in seiner Lüge, die er ihr zu Liebe gemacht, unterstützen soll.

„Noch niemals!" entgegnet sie mit kaltem Lächeln. „Und jetzt da ich sehe, welch' schwindelnde Höhe man zu erklettern hat und in welch' entsetzlicher Nähe man das Thier haben muß, gebe ich den Versuch willig auf. Ich verzichte auf das Vergnügen, Mr. Gerard, und wenn wirklich ein derartiges Uebereinkommen zwischen uns Beiden bestanden hat, so befreie ich Sie davon; wenn es den andern Herrschaften gleich ist, so möchte ich lieber in der großen Equipage fahren."

St. John starrt sie erst einen Moment in höchster Verwunderung an; dann wendet er sich schnell, um den Verdruß zu verbergen, der sich auf seinem Gesichte zu deutlich malt, an die älteste, häßlichste, schmachtendste der beiden Miß De Grey, hebt sie ohne ein Wort oder ohne einen Seufzer in seinen Wagen und fährt davon. Unterdessen steigt auch Esther in die viersitzige Equi-

page mit den Andern und bemüht sich innerlich triumphirend an St. Johns Niederlage zu denken, es will ihr aber doch nicht so recht gelingen. Eine Strecke von über zwölf Meilen sitzt sie Miß Georgina De Gray gegenüber und hat vollkommen Zeit, sich über den Goldpuder auf ihrem Haar und den Reispuder auf ihrem Gesicht zu wundern und zu beobachten, wie ihre einfache Toilette von den riesigen Spitzenvolants der jungen Dame fast ganz überdeckt wird.

St. John aber hält einen Monolog, während hinter ihm ein wahrer Redestrom über die Nilson und die Lucca, über Romeo und Julia, über das neue Orchester, über Concerte und Büchertitel u. s. w. sich in sein geduldiges Ohr ergießt.

„Wenigstens ehrlich scheint sie zu sein; sie sagt's grade heraus, daß sie meine Gesellschaft nicht mag; sie duldete mich nur so lange, als ich ihr nützlich war; jetzt heißt's: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan — der Mohr kann gehen! Was macht mich nur den Frauen so unangenehm? Liegt es an dem, was ich sage oder wie ich es sage, oder was ich bin oder woran denn sonst? Läßt sich denn das nie ändern?"

Pünktlich fünfzehn Minuten nachdem die Rathhausuhr von Melford zwei Uhr geschlagen hat,

kommen die Besucher herbeigeströmt. Da sieht man Wagen und Reiter und Fußgänger den steilen Weg nach Melford rollen, traben, gehen und watscheln. Alle Honoratioren der Stadt und der Umgegend finden sich ein. Das Rathhaus steht in seiner grauen Alterthümlichkeit auf dem Markte, und durch seinen gothischen Thorbogen wandeln sie Alle hindurch, Jung und Alt, Groß und Klein, in zierlichen Tüllhütchen oder schwarzen Cylindern, die Börsen gefüllt mit Kleingeld und die Herzen voll von der schönsten der Tugenden: der christlichen Nächstenliebe. Ringsum im dem großen Saale sind Stände und Buden errichtet, und hinter den Verkaufstischen steht eine Reihe junger Damen, die bereit sind, ihre Väter, Brüder, Gatten und Verehrer auf das Grausamste zu prellen und auszupressen.

Miß Blessingtons Stand ist neben dem der kleinen fetten Pastorsfrau von Felton, die wohl eigentlich als Folie für die kalte Marmorschönheit daneben dienen soll, aber Mrs. Tomkins hat eine hübsche, sehr schnippische Schwester, die sie bei dem Geschäft unterstützt und die eine große Anzahl Kaufmannsdiener und dergleichen Leute durch ihre dreisten Augen und fliegenden Locken herbeilockt, an die sie ihre Rosenknospen und Erdbeersträußchen zu hohen Preisen verkauft.

An Miß Blessingtons anderer Seite haben die

Fräulein Denzil ihre Herrlichkeiten ausgebreitet. Es sind die Töchter eines benachbarten Barons, den Sir Thomas mit grimmigem Hasse verfolgt, weil er durch ihn einmal bei einer Parlamentswahl eine Niederlage erlitten hat. Belinde Denzil, eine ältliche „junge" Dame, lang, gelb und steif wie eine Jonquille unter Feldblumen, und Priscilla, eine rundäugige, lebhafte Brünette, von der ihre Verehrer sagen, daß sie einen gesunden Menschen in wenig Stunden zu Tode schwatzen könne, das sind die beiden Nachbarinnen der schönen Constanze.

Mr. Gerard und Mr. De Grey schlendern Arm in Arm durch den Saal und kritisiren die Waaren und die Verkäuferinnen nach Herzenslust. Sie sind durchaus keine besonders guten Freunde, aber auf dieser wüsten Insel Melford kommen sie sich als die einzigen wirklich „noblen" Menschen vor und halten demgemäß zusammen.

„Sie scheinen ein ganz außerordentliches Geschäft zu machen", bemerkt St. John, der nach langem Umherwandern endlich vor Miß Blessingtons Bude Halt macht, indem er sich ziemlich gleichgültig an Esther wendet, der er ihre Abfertigung von vorhin noch gewaltig nachträgt.

„Vielleicht helfen Sie gütigst, es noch einträglicher

zu machen, indem Sie etwas kaufen", entgegnet Miß Craven kühl und trocken. „Lassen Sie sich dieses Cigarrenetui warm empfohlen sein; es ist zwar sehr häßlich und furchtbar theuer, aber bei solchen Gelegenheiten darf es uns darauf nicht ankommen."

„Haben Sie es gemacht?"

„Ja, aber bitte kaufen Sie es ja nicht etwa deswegen, denn sonst würden Sie genöthigt sein, eine ganze Menge der schönen Kunstwerke hier vor Ihnen zu erhandeln."

Indem sie so spricht, wendet sie sich schon wieder einem andern Käufer zu, als wäre sie froh, ihn los zu sein.

„Darf ich fragen, was dies kostet?" fragt unterdessen Mr. De Grey, der sich mit großer Vertraulichkeit an den Verkaufstisch von Miß Smith, der hübschen Schwester der Pastorsfrau, lehnt, indem er ein prächtig gesticktes Studentenkäppchen zwischen Zeigefinger und Daumen emporhält.

„Ein Pfund Sterling, elf Schillinge und fünf Pence", erwidert die zungenfertige, junge Dame in höchster Aufregung, daß ein so eleganter junger Herr sie anredet. „Aber — ach, wo hab' ich es nur? — Es ist noch ein viel schöneres da — wenn ich es nur finden

könnte, — eines, das ich selber gemacht habe — wenn das eine Empfehlung ist! Ha ha!" (sie kichert.)

„Können Sie das bezweifeln?" entgegnet er, an seinem Stockknopf saugend, indem er sie mit träger Unverschämtheit anstarrt.

Der kleine Saal hat sich mittlerweile sehr gefüllt, und durch das erhitzte, ermüdete, oft auch unzufriedene Publikum drängen sich Mänaden gleich einige Schöne, denen der Handel an den Buden noch nicht ergiebig genug ist, und suchen ihre Waaren anzubringen.

Eine der eifrigsten darunter ist Miß Priscilla Denzil. Sie fliegt bald hierhin bald dorthin, ihr weißes Kleid ist ganz zerdrückt, und ihr Haar flattert keineswegs sehr malerisch um ihren Kopf. Sie denkt jedoch durchaus nicht daran, wie sie aussieht, denn ihre ganze Seele geht nur darauf aus, einen guten „Schnitt" zu machen.

Sir Thomas Gerard ist eben eingetreten. Er hat in dem Städtchen zu thun gehabt und hat sich überlegt, wie viel besser er den Bazar verspotten könne, wenn er ihn selbst in Augenschein nehme. Mit der Hundepeitsche in der Hand und dem tiefinnersten Wunsche, die ganze Gesellschaft hier auspeitschen zu dürfen, schreitet er mit finsterem Gesicht durch die Menge und wird sofort von Miß Priscilla angefallen.

„O, Sir Thomas, wollen Sie nicht um die schöne Fußbank würfeln? Bitte, kommen Sie! Sie ist so schön, bitte."

„Was, Miß Priscilla?"

„Eine Fußbank."

„Brauche nie eine", antwortet der galante Herr. „Werden nur gemacht, um umzufallen, sobald man nur die Füße darauf setzt."

„Sie sind wohl einmal mit einer umgepurzelt?" fragt das dreiste Fräulein und flüstert dann für sich: „Na, ich hätte Dich auch nicht wieder aufgehoben!"

„Nein, ich will mich aber auch der Gefahr gar nicht aussetzen", entgegnet der Alte ungnädig und geht davon.

Einen Augenblick steht Priscilla verdutzt da; aber bald hat sie ein anderes und geduldigeres Opfer in ihren Klauen.

„Es thut mir leid, daß ich es Ihnen nicht besser einpacken kann", sagt Esther zu Mr. De Grey, dem sie eben ein großes Paquet einhändigt. „Meine Finger sind noch sehr ungeschickt."

Mr. De Grey hat eine Masse Geld ausgegeben, um bei Esther Nadelkissen, Puppen und andre derartige für Herren hochwichtige Artikel einzuhandeln.

„Was habe ich denn verbrochen, daß Sie mich so

vernachlässigen, Miß Craven?“ fragt Gerard mit kläglicher Stimme. „Soll ich vielleicht diese Morgenschuhe an Ort und Stelle anziehen, da Sie mir durchaus kein Papier zum Einpacken geben wollen?“

„O, Verzeihung, ich glaubte, Miß Blessington bediene Sie“, sagt Esther sehr eifrig, ohne auch nur aufzublicken.

Miß Blessington ist eben auf einen Stuhl gesunken und dem Anscheine nach völlig erschöpft. „Wenn jemals Eine die Märtyrerkrone verdiente, so bin ich es, denn in den letzten zehn Minuten habe ich mindestens neun Nadelkissen und fünfzehn Paar Pulswärmer verkauft.“

„Thee und Eis können Sie in ganzen Massen bekommen, wenn Sie glauben, daß Ihnen das zuträglich ist“, sagt Gerard, der noch immer mit seinem Ellbogen auf dem Verkaufstische lehnt, trotzdem ihn Esther so kurz abgefertigt hat.

„Es macht mich schon heiß, wenn ich die Priscilla so herumhetzen sehe“, fährt Constanze fort, indem sie sich eifrig zufächelt.

„Ja, man sollte nicht meinen, daß dies Mädchen eine „Dame“ genannt wird“, sagt St. John, der mit Widerwillen das Gebahren des Fräulein Denzil beobachtet.

Der Nachmittag geht zu Ende, der Saal wird leer, und die Pflichten der Schönen sind erledigt.

„Hören Sie, Gerard“, sagt De Grey zu St. John, indem er ihm auf die Schulter klopft, „meinen Sie nicht, daß es nun Zeit zum Adieu ist? Ich wenigstens habe genug.“

„Gut“, entgegnet der Andere; „ich glaube auch der Wohlthätigkeit meinen Zoll entrichtet zu haben und denke, es ist am Besten, wir fahren nach Hause.“

An dem Thore des Rathhauses ist eine kleine Verwirrung — Wagen fahren hin und wieder. Eine Anzahl Leute haben sich versammelt, um die feinen Herrn und Damen herauskommen zu sehen.

Die große Staatskarosse von Felton und der Einspänner St. Johns stehen ein wenig weiter in der Straße. Letzterer bietet Esther den Arm, und sie kann ihn nicht ausschlagen, ohne ihn geradezu zu beleidigen. Während sie gehen, sagt er eifrig und nicht ohne Heftigkeit: „Wenn Sie keinen besondern Grund haben, auf mich böse zu sein — und der Himmel weiß, ich kann mir keinen denken — so erbarmen Sie sich meiner und lassen Sie mich nicht in den Händen der andern Damen! Darf ich Sie fahren? Wenn Sie auch Langeweile in meiner Gesellschaft empfinden, denn jedenfalls muß es so etwas sein, was mich den Frauen so verhaßt macht,

so seien Sie nur diesmal nicht egoistisch. Fahren Sie in meinem Einspänner, ich will auch ganz still sein; Alles ist besser als wieder eine Erfahrung wie heute Morgen."

„Weshalb die einmal getroffenen Arrangements zu nichte machen?" sagt sie, und die Erinnerung an das, was er gesagt haben soll, wird wieder lebendig in ihr und verbittert sie.

Er zuckt die Achseln. „Wenn Ihnen die halbe Zeitung in's Ohr geblasen worden wäre wie mir, Sie würden es auch überdrüssig sein."

„Wenn Ihnen schon die halbe Zeitung so eingetrichtert worden ist, so gehört sich's, daß die andre Hälfte auch dazu kommt", entgegnet sie trocken.

Sie haben unterdessen den Einspänner mit dem hohen, schwarzen Pferde und dem winzigen Bedienten erreicht; in der rothen Sonne glänzt das prächtige Gezäum recht verlockend.

„Ich möchte fast wünschen, daß Sie auch Ihren andern Fuß verstauchten", sagt Gerard, der seine gute Laune wieder gewonnen hat. „Denn so lange Sie Patientin waren, haben Sie mich viel liebenswürdiger behandelt."

Noch zehn Minuten, und die steilen Straßen von Melford, die Eisenbahnbrücke liegen weit hinter ihnen,

und sie rollen behaglich zwischen den Nußbäumen und Rosenhecken dahin. Anfangs herrscht wirklich das versprochene Schweigen; Esther ist es, die es zuerst bricht. Aus ihrem Herzen wird durch die köstliche Luft, die ihr bei der Fahrt um die Stirne weht, auch der letzte Rest von Aerger fortgespült. „Hat er wirklich geringschätzig von mir gesprochen, nun gut“, denkt sie kummervoll, „wir werden so nicht oft mehr mit einander ausfahren, und so mag er denn denken, was und wie er will, jetzt wenigstens will ich noch mit ihm glücklich sein!“

„Wie reizend müßte es sein, in diesem Wagen eine Reise zu machen!“ sagt sie laut.

„Eine Hochzeitsreise vielleicht?“

Sie lacht fröhlich, und ein Weilchen herrscht tiefes Schweigen. Dann wendet sich Gerard plötzlich zu seiner Gefährtin und sagt: „Ich sehe, daß Ihnen meine Gesellschaft doch nicht so ganz zuwider ist, Miß Craven. Jetzt gestehen Sie mir: was machte Sie diesen Morgen so hartnäckig in Ihrer Weigerung, mit mir zu fahren? Ich habe diesem Räthsel vergeblich nachgesonnen.“

Sie hängt das Köpfchen wie ein gescholtenes Kind.

„Sagen Sie mir Ihre Gründe.“

Esthers Muth und Heiterkeit kehren bei dieser fast ungeduldig ausgesprochenen Frage wieder zurück.

„Die Klugheit gebot es mir“, entgegnet sie. „Ich weiß, daß mir später keine Gelegenheit geboten werden wird, in solchem Luxus zu schwelgen, deshalb verzichtete ich darauf, ihn zu kosten.“

„Wie können Sie denn wissen, was Ihnen die Zukunft bringen wird?“

„O, ich kann mir das doch ungefähr schon denken.“

„Und das war Ihr einziger Grund?“

„Was liegt Ihnen daran, ob es wirklich der einzige war?“

„Nichts, nur daß ich sehr gern Frauen und ihre Launen studiere. Haben Sie jemals von Addisons Essay gehört, welcher betitelt ist: Untersuchung des Herzens einer Coquette?“

„Aber ich bin keine Coquette“, ruft sie empört, indem sie die indirecte Anklage direct erwidert.

„Das habe ich auch nicht gesagt. Ich hoffe zu Gott, daß Sie es nicht sind!“ entgegnet er mit einer Heftigkeit, zu der eigentlich keine Veranlassung da ist.

„Und dennoch“, sagt sie, und sie giebt sich Mühe, leicht zu sprechen, obwohl sie durch seinen feierlichen Ernst tiefer ergriffen ist, als sie sich selbst ein=

gestehen will, „dennoch habe ich gehört, daß eine Frau etwas coquett sein muß, wenn sie gefallen will.“

„Dann würde ich es lieber sehen, wenn meine Frau keinem andern Menschen gefiele“, erwidert er kurz und grimmig.

„Die Männer wollen stets das Vorrecht haben, alle Annehmlichkeiten des Lebens allein zu genießen“, entgegnet sie trotzig.

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich das wäre, was man eine männliche Coquette nennt, solch' ein verächtliches Wesen, so irren Sie sich“, sagt er ernst; „das ist eine Kunst, die ich nie verstanden habe und auch niemals lernen mag.“

„Wirklich?“

„Wirklich.“

„Und ernstlich?“

„Ganz ernstlich. Und nun gestehen Sie, daß nach diesem Geständniß Ihre gute Meinung von mir sich sehr verringert hat.“

Sie lächelt nur.

„Gestehen Sie, daß Sie mir gegenüber dieselbe Geringschätzung fühlen, welche die Damen des vorigen Jahrhunderts einem Manne gegenüber fühlten, der sich niemals betrank.“

„Ich fühle“, sagt sie und wendet das Köpfchen

ab, um das heiße Erröthen zu verbergen, welches ihr Gesicht überflutet, während ihre bebende Stimme doch ihre innere Bewegung deutlich genug kund thut — „ich fühle nur die lebhafteste Verwunderung darüber, daß die Worte, welche Sie sprechen, so wenig zu den Worten passen, welche Sie gesprochen haben sollen.“

„Und was soll ich gesagt haben?“ sagt er ungeduldig. „Aufgewärmte Redensarten sind durchaus nichts sehr Angenehmes, aber vielleicht sind sie in einzelnen Fällen gesund.“

„Jemand — hat mir gesagt —“ beginnt Esther stotternd — „ich habe gehört — von Jemand, der es wissen muß — daß Sie von — von — Jemand sehr geringschätzig gesprochen haben.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragt er athemlos.

„Das kann für Sie sehr gleichgültig sein.“

„Auch ohne daß Sie es mir sagen, weiß ich es“, sagt er, und sein Gesicht glüht vor Verdruß, nicht aber im Bewußtsein der Schuld. „Gott vergebe ihr diese Lüge!“

„So ist es also nicht wahr?“ fragt sie, und in ihrer Stimme klingt der helle Ton der Freude, und ihre großen Augen heben sich glückselig zu den seinen empor.

„Die Beschuldigung ist keiner Vertheidigung werth“, entgegnet er verächtlich. „Glauben Sie denn, daß ein

Mann im Stande sein könnte, geringschätzig von — —" Er hält plötzlich inne. — „Noch nicht", flüstert er seinem pochenden Herzen zu, „noch nicht! Es ist unmöglich, daß sie mich jetzt schon lieben kann. Bin ich ein Antinous, dem alle Herzen zufliegen? Geduld — Geduld und — Hoffnung!"

Dreizehntes Kapitel.

„Ich fürchte, daß Ihr Viele von ihnen nicht einmal dem Namen nach kennt, da Ihr in unsrer Gegend unbekannt seid, aber vielleicht habt Ihr doch Einen oder den Andern schon in London getroffen. Es kommen Sir Charles und Lady Bolton, Mr. und Mrs. Tredegar, Mr., Mrs. und Miß Annesley, die beiden Miß Denzil, die Ihr gestern im Bazar gesehen habt, und zwei oder drei unverheirathete Herrn."

Diese lange Rede hielt Constanze ihren beiden Freundinnen am Nachmittage des Tages, der dem Bazartage folgte, um sie mit der Liste der Gäste bekannt zu machen, die man am Abend zu Tische erwartete.

„Soll denn eine Gesellschaft stattfinden?" sagt Esther aus einer Fensternische hervor, wo sie hinter

einem Vorhang verborgen, vertieft in eine französische Novelle, dagesessen hat.

Constanze fährt leicht zusammen.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie da waren. Ja, es kommen heut' Abend einige Leute zum Diner."

„Sie lieben wohl Gesellschaften nicht?" fragt Miß De Grey, indem sie ihren ausgeblaßten Kopf mit dem coquetten Morgenhäubchen nach der Richtung wendet, woher Esthers Stimme ertönt.

„Ich — ich glaube; ich weiß es kaum."

„Vermuthlich sind Sie eben erst aus der Schule entlassen?"

Esther lacht. „Ich bin niemals in einer Schule gewesen."

„Ist das möglich? Wollen Sie damit sagen", ruft sie mit weitaufgerissenen Augen, „daß Sie gar keine Erziehung genossen haben?"

„Das vermuthe ich", antwortet Esther zögernd, indem sie bereut, überhaupt davon gesprochen zu haben.

„Wie höchst sonderbar!"

„Was ist höchst sonderbar?" fragt ihr Bruder, der eben mit St. John aus dem Billardzimmer hereinschlendert, wo sie sich selbst und die Kugeln gelangweilt haben.

„Miß Craven hat uns eben gesagt, daß sie keine

Erziehung genossen hat“, antwortet Constanze in ihrer kühlen Weise — vielleicht nicht böse darüber, daß sie Gerards Protégée vor seinen Augen herabsetzen kann. „Ich glaube kaum“, fügt sie höflich hinzu, „daß wir das bemerkt haben würden, wenn sie es uns nicht selbst gesagt hätte.“

Die Protégée senkt ihre dunklen Augen verdrießlich auf ihr Buch, in welchem sie schon Manches gefunden hat, was sie amüsirt, aber auch Vieles, was ihrem unschuldigen Kindersinn gänzlich unverständlich ist. Sie ist böse auf sich selber, daß sie über ihre Erziehung oder Nichterziehung überhaupt gesprochen, und ärgerlich auf Constanze, daß sie mit solcher Bereitwilligkeit ihr Bekenntniß wiederholt hat.

„Es muß doch ein entsetzliches Gefühl sein, so ein kleiner Nichtswisser zu sein!“ sagt jetzt plötzlich Gerards Stimme mit leisem Lachen, indem er sich neben Esther auf das Fensterbret sitzt. „Wie ist denn das ungefähr?“

Sie blickt beruhigt lächelnd zu ihm auf.

„Wenigstens“, fährt er fort und blickt auf ihr Buch, „geben Sie sich Mühe, Ihre Mängel auszugleichen, wenn auch in vorgerückten Lebensjahren.“

Sie erröthet ein wenig und deckt unwillkürlich ihre Hand über den Titel.

„Was lesen Sie denn? Darf ich es sehen?"

Sie zögert, und ihre andere Hand eilt der ersten zu Hülfe; dann aber ändert sie ihren Sinn und sie gibt ihm das Buch hin.

Er sieht nach dem Titel, und ein leichter Schreck malt sich in seinen Zügen; die Männer entsetzen sich immer, wenn Frauen aus Büchern erfahren, was sie thun.

„Woher haben Sie das genommen?" sagt er schnell.

„Ich kletterte auf die Leiter in der Bibliothek; hübsche Bücher stehen immer hoch oben, wie die Sahne oben auf der Milch."

„Wollen Sie mir den Gefallen thun und es wieder an seinen Ort stellen?"

„Wenn ich es gelesen habe? Natürlich."

„Nein, ehe Sie es gelesen haben."

„Weshalb denn?" fragt sie schnippisch.

„Weshalb?" wiederholt er ungeduldig, denn Widerspruch duldet er, wie fast alle Männer, nur höchst ungern. „Weshalb? Weil das kein Buch für ein — ein solches Kind ist, wie Sie sind."

„Ein Kind? Ich?" ruft Essie und richtet sich hoch auf. „Wissen Sie, wie alt ich bin?"

„Ich habe keine Idee. Vielleicht vierzig?"

Sie lacht.

„Wissen Sie denn nicht, Miß Craven, daß alle Frauen Kinder sind bis zu ihrem einundzwanzigsten Jahre, und Sie sind noch dazu ganz besonders kindisch für Ihr Alter!"

„So, bin ich das?"

„Kind oder nicht Kind, dies ist kein Buch für ein sittsames junges Mädchen."

„Aber sittsame Männer dürfen es lesen mit Vergnügen und Nutzen sogar", sagt sie ironisch. „Nun gut, wenn ich es ausgelesen habe, werde ich Ihnen besser sagen können, ob ich mit Ihnen übereinstimme oder nicht."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie, trotz dem, was ich Ihnen gesagt habe, es dennoch lesen werden?" fragt er, und in seiner Stimme kämpft Staunen mit Verdruß.

„Gewiß!" (sie sieht aber dabei sehr furchtsam aus.) „Geben Sie es mir wieder!"

„Da haben Sie es!" sagt er und wirft es ihr unhöflich rauh in den Schooß. „Lesen Sie es nach Herzenslust, lernen Sie es auswendig; und da Sie nun einmal Geschmack an solcher Literatur haben, so kann ich Ihnen noch ein Dutzend ähnlicher Bücher leihen."

Und bei diesen Worten steht er hastig auf und verläßt das Zimmer.

Sowie er fort ist, und Esther sieht, daß sich auch die Uebrigen entfernt haben, erleichtert sie erst ihr zorniges Gemüth dadurch, daß sie das Buch, den Zankapfel, auf die Erde wirft; dann bleibt sie wohl noch eine Viertelstunde davor sitzen und starrt es an; endlich ist der böse Stolz besiegt, sie hebt es auf, schleicht sich in die Bibliothek, klettert die hohe, steile Leiter hinauf und stellt das Buch wieder an seinen alten Platz unter seine ebenso leichtfertigen Kameraden. Als sie dann eine halbe Stunde später über den Vorsaal geht, sieht sie die Thüre von Gerards Rauchzimmer halb angelehnt und hört Jemand drin auf und abgehen. Für eine für Lob so empfängliche Natur wie Essie ist die Versuchung zu groß, um ihr zu widerstehen. Sie klopft schüchtern an.

„Herein!“

„Ich will gar nicht herein“, antwortet sie und bleibt in holder Schaam erröthend an der Thüre stehen.

„Wünschen Sie irgend etwas? Kann ich etwas für Sie thun?“ fragt er, indem er auf sie zukommt, nicht ohne eine leise Verwunderung im Ton der Stimme.

„Nein, nichts. Ich — ich — komme nur, um Ihnen zu sagen, daß ich das — wieder weggestellt habe.“

Als sie den Satz beendet, heben sich die bis da-

hin gesenkten Augen zu den seinigen empor, mit jenem reizenden Ausdruck unschuldiger Erwartung, den ein Kind zeigt, das für eine gute Censur seine Belohnung zu erhalten hofft.

„Wirklich? Haben Sie das gethan?" ruft er freudig und faßt ihre beiden Hände fest, fest in die seinen. „Und thaten Sie es, weil ich Sie darum bat?"

„Weswegen denn sonst?" entgegnet sie zögernd.

„Und haben Sie wirklich kein Wörtchen weiter drin gelesen?"

„Kein Wörtchen."

„Nicht einmal nach dem Ende gesehen?"

„Nein."

„Nun, das ist wahr, Sie sind ein gutes Kind!"

„Kind, Kind! — Immer Kind!" ruft sie und bemüht sich, ihre glatte Stirn in Falten zu ziehen. „Ich hätte große Lust, es gleich wieder herunterzuholen."

„Eine gute, alte Frau denn! Eine gute, alte Dame! — Was gefällt Ihnen denn besser? Was ist denn ehrfurchtsvoller? Aber gehen Sie noch nicht!" bittet er, da sie Miene macht, sich zurückzuziehen.

„Es ist Zeit zum Ankleiden."

„Erst in einer halben Stunde", sagt er und zieht sie sanft über die Schwelle und macht die Thüre zu.

„Sehen Sie!“ sagt sie in reizender Verlegenheit über dies tête-à-tête, welches sie selbst herbeigeführt hat, und hält ihm einen kleinen Strauß rothglühender Geranien entgegen, den sie eben gepflückt hat —. „Ich habe gestohlen! Ich hoffe, Sir Thomas wird deshalb nicht gar zu ungnädig mit mir verfahren. Aber da ich in meiner Toilette keine Neuerungen machen kann, so sollen die Blumen mir helfen, mich zu der Feier des Abends würdig zu schmücken.“

„Natürlich wieder roth!“ entgegnet er lächelnd. „Ich habe Sie noch nie gesehen, ohne daß Sie wenigstens ein Band von dieser Farbe getragen hätten. Aber diese Blüthen sind so vergänglich, sehen Sie, (er schüttelt leise ihre Hand) da — liegen die Blätter!“

Und in der That ein kleiner rother Blüthenschauer träufelt hernieder.

Sie bückt sich, um die Blättchen aufzulesen. „Wenn ich etwas Gummi hätte!“ sagt sie und blickt in sein freundliches Gesicht, wie um Rath bittend; „ein Tröpfchen in die Mitte der Blüthe genügt, und die Blättchen halten fest, aber ich habe keinen!“

„Den sollen Sie sogleich bekommen“, sagt er und klingelt. „Und nun setzen Sie sich in Constanzens Lehnstuhl und sehen Sie nicht so aus, als ob Sie sich

den Kopf zerbrächen, auf welche Art Sie mir schnell genug entschlüpfen könnten!“

Sie gehorcht und sieht sich dabei im Zimmer neugierig um. Pfeifen, Reitpeitschen, Pistolen, Bilder von der Nilson, der Patti, aber auch von den Siegern bei den letzten Wettrennen, auch mehrere Bücher ganz von der Art wie das, welches sie eben auf sein Geheiß hat fortlegen müssen.

Sein Auge trifft dabei mit lachendem Ausdruck das ihrige.

„Eines schickt sich nicht für Alle!“ sagt er gleichsam zur Entschuldigung.

Der Gummi kommt und das Kunstwerk beginnt. Sie hält die Blumen, während er mit einem Pinsel einen Tropfen in jeden Kelch träufelt. Ihre Köpfe sind sich dabei so nah, daß seine kurzen braunen Locken die seidenweiche Fülle der ihrigen streifen.

„Vorsichtig, vorsichtig!“ ruft Esther, angenehm erregt durch dies kleine Abenteuer in diesem steifen Haushalte — „Nicht so viel, nur eine Idee! Sieht das nicht aus wie ein dicker Thautropfen?“

„Unsere Gäste dürfen sich etwas darauf einbilden, daß Sie um ihretwillen so viele Anstrengungen machen“, sagt Gerard mit einem leisen Anflug von Eifersucht.

„Sind sie es denn auch werth?“

„Das müssen Sie mir morgen sagen."

„Wer wird mich wohl zu Tische führen, wissen Sie das?" fragt sie ihn, mit kindlichem Vertrauen in sein Gesicht blickend.

„Ich weiß es wahrlich nicht; aber darüber können Sie ruhig sein: weder Sir Thomas noch ich selbst werden das Glück haben."

„St. John! St. John!" brüllt Sir Thomas, eine Thüre schlägt krachend zu, und seine schweren Schritte kommen den Vorsaal entlang auf das Zimmer des Sohnes zu.

„Das ist Sir Thomas!" sagt Esther schreckenbleich; und wenn das so viel geheißen hätte als: „es ist der Teufel!" so hätte sie nicht schneller ihre Blumen aufraffen und durch die Glasthüre in den Garten hinausfliegen können, als sie es jetzt that.

Ich glaube, es war der berühmte Lord Chesterfield, der von einer Gesellschaft sagte, daß sie niemals unter der Zahl der Grazien sein und nie mehr als die Zahl der Musen haben dürfe. Der Philosoph Kant hatte täglich zwei Freunde bei sich; ihm war die Zahl der Grazien die angenehmste bei Tische. Die Gäste bei dem Bankett in Felton Hall überschritten weit diese Grenzen.

Man ist schon bis zu dem Champagner und Desert gelangt, die Stimmung ist lebendiger, und die schönen Damen in eleganter Toilette und die feinen Herrn im steifen Gesellschaftsfrack fangen an, die Unannehmlichkeit der weiten Fahrt, die sie vorher in der feuchten Abendluft gemacht haben, zu vergessen. Der Champagner perlt im Glase, die Augen strahlen und die Zungen lösen sich.

Esther sitzt zwischen zwei unverheiratheten Herrn, von denen der Eine vor Allem an das Essen denkt und seine Nachbarin nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet. Er hat gar nichts dagegen, in den Pausen zwischen den Gängen angenehm unterhalten zu werden, aber er selbst trägt nichts dazu bei. Eben so unglücklich trifft es Esther mit ihrem andern Nachbar. Dieser denkt zwar nicht blos an die Speisen; im Gegentheil, er hätte sehr gern mit der schönen, schwarzäugigen Unbekannten ein eingehendes Gespräch geführt; aber unglücklicherweise muß er nach kaum einer Viertelstunde diesen Plan als völlig hoffnungslos aufgeben. Von Bällen, Bildergallerien, Theatern, Conzerten der „Saison" in London unterhält er das junge Mädchen, aber diese muß auf seine Fragen beständig mit „Nein, ich habe es nicht gesehen", oder — „ich war nicht dort", antworten. So sitzt sie endlich ganz stumm da und versucht nur hin und

wieder etwas von dem Geplauder der Anderen zu erhaschen. Vergebens; es ist ein Summen, wie in einem großen Bienenschwarm, denn Alle sprechen zu gleicher Zeit. Esther gibt also den Versuch bald auf und läßt nun die Augen um den Tisch herumwandern; sie macht Vergleiche und amüsirt sich köstlich dabei. Endlich erheben sich die Damen sämmtlich und rauschen hinaus, die Frauen wie die Jungfrauen, folgsam dem alten Brauche.

Man klagte in der Nachbarschaft allgemein darüber, daß bei den Festmahlen in Felton die Herren immer so ungebührlich lange beim Wein zurückblieben. Sir Thomas gehört noch zu der guten alten Schule, die es liebte, erst dann zu den Damen zurückzukehren, wenn man eine Jede doppelt sah. Eine halbe Stunde — eine Stunde vergeht, die Herrn kommen noch nicht. Einige junge Mädchen gähnen verstohlen hinter dem Fächer. Die beiden Miß De Grey quälen sich und ihre Zuhörer mit einem langen Duett. Endlich öffnet sich die Thüre, und ein dicker Kahlkopf erscheint; der Uninteressanteste kommt gewöhnlich zuerst, aber, wie die Taube in der Arche Noah, er ist der Bringer guter Botschaft. Bald ist das Zimmer ebenso voll von

schwarzen Fracks wie von Seide und Sammet. Die jüngeren Herrn stehen noch unschlüssig da und spähen nach der rechten Schönen und der passenden Gelegenheit, um zu ihr zu gelangen. Der Gourmand an Esthers Seite scheint jetzt, wo seine Eßlust gestillt ist, in der That seine Augen auf seine anmuthige Nachbarin gerichtet zu haben, doch auf dem Wege zu ihr schlägt eine Unterhaltung an sein Ohr, die ihn auf das Lebhafteste fesselt. Eine neue Art Trüffelpasteten zu bereiten — wer hätte darüber nicht Alles, selbst die glänzenden Augen und blendenden Schultern eines schönen Mädchens vergessen sollen? Esther hat ihn herannahen sehen und athmet erleichtert auf. Im nächsten Augenblick sitzt schon ein Anderer auf dem Sessel neben ihr und zwar der Rechte, für den er im Stillen aufgehoben worden ist.

„Nun wie geht's?“ fragt St. John, indem er mit der Allerweltsphrase beginnt und sehr zärtlich aussieht. Nicht etwa daß der Wein seine Wirkung auf ihn ausgeübt hätte, aber der mäßigste und beste Mensch ist nach dem Champagner angeregt und weicher gestimmt.

„Viel besser als ich es noch vor einer Secunde erwartete, als der entsetzliche Gutschmecker auf mich zusteuerte“, entgegnet sie lachend, ohne sich Mühe

zu geben, ihre Freude über sein Kommen zu verbergen.

„Der arme Mensch! Ich sehe, bei Ihnen ist er nicht gut angeschrieben."

„Ich vergebe einem Manne viele Sünden", sagt sie schelmisch, „aber nicht, wenn er mich über einem Entenbraten und einer Trüffelsauce vergißt."

„Ja, aber das ist auch etwas sehr Gutes", entgegnet er, um sie zu necken. „Sie müssen nicht so entsetzt aussehen", fährt er lachend fort. „Ich fürchtete, Sie hätten sich bei Tische recht gelangweilt; ich gab mir auch alle Mühe, einen Blick von Ihnen zu erhaschen, aber Sie sahen gar nicht auf."

„Und doch habe ich mich amüsirt", entgegnet sie einfach; „ich war ganz glücklich. Ich kannte Niemand und war Niemandem bekannt und so konnte ich meine stillen Beobachtungen machen."

„Und gewiß manchmal scharf genug", sagt er lachend.

„Bin ich scharf?" fragt sie naiv.

Er zieht den Stuhl noch dichter heran, als ob er die dunkelrothen Blüten, die in ihrem nachtschwarzen Haare leuchten, näher betrachten wollte. „Hält denn der Gummi?"

Sie vergißt zu antworten, denn der Blick, der

diese harmlose Frage begleitet, der zärtliche, tiefinnige Blick darf ja nicht von den glänzenden Augen erwidert werden, in denen sich nur Robert Brandon und immer wieder Robert Brandon einzig und allein spiegeln soll.

In der Gesellschaft entsteht eine kleine Bewegung: Belinda Denzil begibt sich zum Clavier. Der Sessel wird bald hoch, bald niedrig geschraubt, bis er endlich die richtige Höhe erreicht hat; dann werden die Handschuhe ausgezogen, darauf die Sprechenden durch ein höfliches „Pst" zum Verstummen ermahnt, und ein dünner kleiner Sopran erhebt sich. Belinda Denzil versichert ihren versammelten Freunden: „Er kehrt zurück, sie weiß es wohl" (ein in England beliebtes Lied von Gabriel.) Schon seit einigen zehn Jahren tröstet sie sich in dieser Weise, aber ihre Verwandten fangen bereits an zu zweifeln, ob „Er" wirklich jemals kommen wird.

Während des Gesanges versinkt Gerard in tiefe Gedanken. Endlich fährt er auf und fragt plötzlich: „Wie heißt Ihr Heimatort?"

„Glan-yr-Afon."

„Was heißt das?"

„Flußufer, wahrscheinlich weil der Ort gerade an keinem Flusse liegt."

„Und in welchem Theile der Welt? In Europa, Asien, Afrika, Amerika oder auf den Polynesischen Inseln?“

„Es liegt drei Meilen von Naullan, wenn Sie dadurch klüger werden.“

„Gewiß, ich war einmal in Naullan; dort wohnt eine mir befreundete Familie, die Fitz-Maurices; Sie kennen sie ohne Zweifel.“

Esther wird verlegen und antwortet nicht gleich; dann aber rafft sie sich zusammen und sagt ehrlich, während eine Rosenglut ihr ganzes Gesicht färbt: „Weshalb sollte ich mich schämen, es einzugestehen, daß ich diese großen Leute nicht kenne? Höchstens dann und wann, wenn Lady Maurice sich daran erinnert, daß sie mich gesehen hat, grüßt sie mich. Wir sind eben nicht auf gleicher Rangstufe.“

Er sieht sehr verdrießlich aus bei diesem Geständniß. Der Gedanke, daß das Mädchen seiner Wahl nicht ganz auf gleicher Stufe mit ihm stehen soll, verwundet seinen Stolz.

„Unsinn!“ sagt er fast rauh. „Die Gesinnung giebt den Adel — so halten wir es bei den Männern und bei den Frauen muß es doch ebenso sein.“

„St. John, Sie werden gebeten an einer Whistpartie Theil zu nehmen“, unterbricht jetzt Constanze

das Gespräch und steht in ihrer ganzen Glorie von lichtgrünem Tafft und Seegras vor ihnen.

„So?“ entgegnet er und sieht nicht sehr liebenswürdig aus.

„Einen Spieltisch haben wir schon arrangirt, aber Sir Charles und Lady Annesley wünschen noch einen für sich.“

„Laßt sie doch mit doppeltem Strohmann spielen!“ sagt er, indem er sich trotzig in seinen Stuhl zurücklehnt.

„Wie albern!“

„Warum spielen Sie denn nicht, Constanze, wenn Ihnen so viel daran liegt, das edle Paar zu verbinden?“

„Sie wissen, St. John, daß mir Kartenspiel verhaßt ist.“

„Und mir Mrs. Annesley.“

Viel zu stolz, um sich in einen Streit einzulassen, schwebt Miß Constanze davon, nicht ohne einen mißbilligenden Blick auf die unschuldige Ursache von St. Johns Weigerung zu werfen.

„Wie konnten Sie so unliebenswürdig sein?“ ruft Esther vorwurfsvoll, da sie wohl fühlt, daß sie dadurch in Ungnade gefallen ist.

„Weshalb sollte ich das nicht sein?“ entgegnet er

gelassen. „Glauben Sie mir, es ist höchst unpraktisch, immer den Gutmüthigen zu spielen. Seit dreißig Jahren versuche ich die Menschheit davon zu überzeugen, daß ich niemals das thue, was man von mir erwartet und erbittet; soll ich denn nun mit einem Schlage meine Arbeit zerstören?“

„St. John ist unerbittlich“, sagt Constanze, indem sie von ihrer erfolglosen Expedition an den Spieltisch zurückkehrt und den blonden, schönen Kopf darüber neigt. „Sie müssen nun schon mit mir vorlieb nehmen. Er ist so gutmüthig, sich meiner kleinen Freundin vom Lande anzunehmen. Haben Sie sie vielleicht bemerkt, Lady Bolton? Sie sieht wirklich ganz niedlich heut' Abend aus. Sie kennt keinen Menschen hier, die arme Kleine, und Gerard fühlt immer Mitleid mit solch' armen vernachlässigten Mauerblümchen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Und wieder ist die Welt um vierzehn Tage älter geworden. Der September neigt sich seinem Ende zu; die Gegend ringsum erklingt vom Schall der Flinten, und die hübschen braunen Rebhühner fallen unter dem tödtlichen Blei wie die Fliegen. Robert Brandon geht tapfer über Hügel und Thal, um die scheue Beute zu erjagen; er ist fast den ganzen Tag im Freien, aber man hört ihn nicht wie sonst fröhlich pfeifen oder singen. Er geht wie Einer, dem das Herz schwer ist. Vierzehn Tage sind längst vorbei, und noch ist von Esthers Rückkehr keine Rede; ihre Briefe sind immer kürzer, kälter und seltener geworden. Seit jenem ersten Male hat sie Gerards Namen niemals wieder erwähnt. Robert ist durchaus nicht mißtrauisch, aber ihm leuchtet der Stand der Dinge doch klar ein. Er

ist in den letzten zehn Tagen um viele Jahre älter geworden und hat so lange gegrübelt, bis ihm Kopf und Herz weh thun. Aber trotzdem kann und will er es nicht zugeben, daß Andere hart über Esther urtheilen, und seine Schwester Bessy, die eine bittere Bemerkung über sie gemacht hat, muß sich von ihm eine fast heftige Zurechtweisung gefallen lassen. Ja, seine Liebe ist die echte, treue, die nicht weicht und wankt, wenn auch die Gegenliebe fehlt, und so hält er aus, trotzdem das ehrliche Herz blutet.

Auch Jakob Craven fängt an sich darüber zu wundern, daß Esther so gar lange fortbleibt; auch ihm wird es endlich zu einsam und langweilig in dem alten Hause. Da ist Niemand, der ihm das Pfeifchen stopft und neckend aus dem Munde nimmt, Niemand, der ihm tröstend zuspricht, wenn die Ausgaben für Feld und Arbeiter ihm über den Kopf wachsen, Niemand, der so herzig unlogisch ihm Vernunft predigt.

Aber es ist nicht alles Gold was glänzt! Auch hinter Esther sitzt beständig die Sorge und mischt sich bang in all ihr heimliches Entzücken. Mit einem schuldbewußten Schauer, halb der Freude, halb der Furcht, muß sie ja einsehen, daß ihr leichtsinniges Spielen mit der Bewunderung, die der junge Herr des Hauses ihr darbringt, nach der sie getrachtet, um die

sie sich bemüht hat, bereits zu einer Liebe angewachsen ist, die jeden Augenblick in offenem, ehrlichem Geständniß zu ihren Füßen niedergelegt werden kann, und darf sie dieselbe annehmen? Rastlos von solchen Gedanken gequält, schreitet sie, wenn Alles längst schläft, im Zimmer auf und nieder, halb voll Reue, halb voll Wonne, bald sich bitter anklagend, bald sich selbst entschuldigend. „O hätte ich nur einen Rathgeber!“ seufzt sie. Aber ihr fehlt der Muth, den armen Robert über alles Geschehene aufzuklären und ihn aufzugeben, und ebenso wenig ist sie im Stande abzureisen, ehe das entscheidende Wort von dem gesprochen worden ist, dem ihr ganzes Herz entgegenfliegt. „Ach, Jakob, warum habe ich Dich verlassen!“ schluchzt Essie bitterlich. „Meinetwegen könnten alle Bobs und St. Johns in dem rothen Meere schwimmen, wenn ich Dich nur wieder hätte!“ Und trotz dieser Sehnsucht ist sie Woche für Woche geblieben.

Am Schlusse einer dieser Reflexionen, die sich fast allabendlich wiederholen, entdeckt Esther, als sie sich eben auskleiden will, daß sie ihr Medaillon verloren haben muß. Jckobs gutes, unschönes Gesicht ist darin, und sie erschrickt heftig, als sie es vermißt. Vielleicht hat sie es auf der Treppe oder in dem Wohnzimmer fallen lassen, und ihre Angst wächst, wenn sie daran denkt,

daß der plumpe Fuß der Hausmagd darauf treten könne. Sie muß noch hinunter und danach suchen, obgleich die Uhr auf dem Vorsaal eben Eins schlägt. Sie nimmt ein Licht und läuft eilig die Treppe hinab. Das Gas ist schon ausgelöscht. Große Schatten fliegen ihr nach, und geisterhaft schimmern die Statuen von den Treppensäulen auf sie herab. Plötzlich fährt sie heftig zusammen, denn aus dem halboffenen Wohnzimmer scheint ihr ein helles Licht entgegen. Sind Räuber dort oder halten die Blumen Ball, wie in Andersens Märchen? Vorsichtig schleicht sie näher und guckt hinein. Die Lampe brennt noch auf dem Tische, und im Zimmer auf und nieder schreitet in tiefe Gedanken versunken, gerade wie sie es noch vor wenig Minuten gethan hat, ein junger Mann. Die Furcht weicht einer reizenden Verlegenheit.

„Ich — ich habe mein Medaillon verloren“, stottert sie.

Er fährt heftig zusammen. „Sie sind noch auf?“ sagt er verwundert. „Ihr Medaillon haben Sie verloren? O, das habe ich eben gefunden, hier ist es. Wissen Sie aber, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, ich habe es aufgemacht. Sind Sie mir böse?“

„Sehr!“ entgegnet sie und senkt die Augen unter

seinem Blick. In Bobs Augen hätte sie stundenlang, ohne nur zu blinzeln, sehen können, wenn es ihr überhaupt nur Vergnügen gemacht hätte; aber mit St. John ist das etwas ganz anderes.

„Ach, gehen Sie noch nicht gleich fort; bleiben Sie noch ein Weilchen da! Es ist so reizend zu wissen, daß wir Beide die Einzigen sind, die noch wachen, während Alles ringsum schläft“, sagt er und sieht sie dabei mit einem Blick so voll von Liebe an, daß sie, verlegen und erröthend und dadurch noch doppelt bezaubernd, stottert:

„Nein, nein — ich kann nicht, ich darf nicht!“

„Nur fünf Minuten“, fleht er demüthig und lehnt sich mit dem Rücken gegen die Thüre, als er das sagt.

„Ja, wenn Sie mir den Ausweg versperren, da muß ich mich schon fügen, gegen Gewalt habe ich keine Waffen“, entgegnet sie und thut beleidigt, um ihre ängstliche Verlegenheit zu verbergen.

„Sie dürfen mir nicht böse sein!“ bittet er wieder und verläßt seinen Posten, um ihr zu folgen. „Wissen Sie wohl, was ich gethan habe, seit Sie — augenscheinlich nicht zu Bett gegangen sind?“

„Wahrscheinlich haben Sie einen Schlaftrunk genommen“, erwidert sie und thut, als ob sie gähnen müsse.

„Das wäre nicht der Rede werth. Nein, ich habe darüber nachgedacht, ob mir wohl endlich einmal das Glück hold sein werde. Bis jetzt bin ich alle Zeit und bei all meinen Unternehmungen recht herzlich unglücklich gewesen. Aber nicht wahr, das Glück wendet sich Einem doch endlich noch zu? Glauben Sie, daß das möglich ist?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Sie fragen auch gar nicht, worin ich so besonders unglücklich gewesen bin? Warum thun Sie das nicht? Sind Sie nicht neugierig?“

„Ich zeige das wenigstens nicht gern“, erwidert Esther kühl und hofft heimlich, daß er das Zittern ihrer weißen Hände nicht bemerken werde, die gefaltet in ihrem Schooße liegen.

„Erinnern Sie sich wohl, daß ich Ihnen sagte, daß ich einmal ein großer Thor gewesen sei?“

„Ja.“

„Soll ich es Ihnen sagen, oder interessirt es Sie nicht?“ Dabei streicht er seinen Schnurrbart, wie verdrießlich über ihre vorgebliche Gleichgültigkeit.

„Ja, es interessirt mich“, entgegnet sie und hebt ein scheues rosiges Gesichtchen zu ihm auf. Verschwunden ist all ihr Bangen wegen des unpassenden Allein-

seins mit dem jungen Manne; Neugier und lebhaftes Interesse erfüllt sie ganz.

„Nun, natürlich war ein Weib die Ursache."

„War sie schön?" fragt Esther lebhaft.

Dies ist immer die erste Frage, die eine Frau in Bezug auf ihre Rivalin thut, und ich bin doch nicht so ganz sicher, ob nicht durch häßliche, aber geistvolle Frauen noch viel mehr Unheil angestiftet worden ist.

„So ziemlich. Sie hatte eine brillante Figur und wußte ihre Augen zu gebrauchen. Uebrigens (hier klang aus seinem Tone etwas wie ängstliche Besorgniß) thun Sie das auch. Ich wünschte oft, daß dies nicht der Fall wäre. Mir ist es entsetzlich, auch nur im Geringsten eine Aehnlichkeit mit ihr bei Ihnen finden zu können."

„Sie wies Ihre Liebe zurück?" fragt Esther hastig, ohne viel auf den Vorwurf zu achten, der ihre glänzenden Augen getroffen.

„O nein. Ich würde sie darum nicht tadeln können; der Geschmack ist ja so verschieden. Aber sie schwor mir zu, daß sie mich liebe wie Niemand auf der weiten Welt, daß sie um meinetwillen gern sterben würde, — kurzum sie verschwendete alle jene Redensarten an mich, die, wie ich glaube, in solchen Fällen hergebracht sind", sagt er bitter.

„Und täuschte Sie?“ fragt Essie und sie athmet hörbar vor Aufregung.

„So war es; sie hatte nur mit mir Komödie gespielt. Ich hatte nur als Lockvogel dienen müssen, um einen großen dicken Hauptmann ins Garn zu locken. Sobald sie den sicher hatte, stieß sie mich so kühl von sich wie einen alten Schuh, — so wie Sie es vielleicht mit mir machen würden“, schließt er, und ein düsterer Blick streift das reizende, lauschende Mädchengesicht.

„Und was thaten Sie?“ fragt Esther athemlos, und die großen brennenden Augen hängen an den seinen.

St. John lächelt, halb bitter, halb humoristisch.

„Sie denken wohl, ich hätte ihn gespießt, oder ihm das Herz ausgerissen und es ihr zum Mittagsmahl zierlich gespickt vorgesetzt? Nein, ich ging lieber in voller Wuth auf die Jagd und verlor dabei eins meiner besten Pferde; dadurch wurde der Strom meines Zornes in eine andere Bahn gelenkt.“

Er spricht spöttisch, halb lachend, aber die Wunde brennt noch bei der Berührung.

„Und sie schwor Ihnen zu, daß sie Sie liebe?“ ruft Essie, und ihr reizendes Gesicht glüht vor Erregung und tiefem Mitgefühl für ihn.

„Tausendmal. Aber so machen sie es Alle, und „ce n'est que le premier pas qui coute." Sagen Sie mir", sagt er leidenschaftlich, indem er eine ihrer kleinen Hände fast unbewußt zwischen seine beiden faßt, „gibt es bei Euch Frauen kein untrügliches Kennzeichen für Wahrheit und Lüge? Haben beide genau dasselbe Gesicht? Wie soll ein Mann das denn erkennen?"

Beide haben fast unwillkürlich im Flüsterton gesprochen, als wären sie in Angst, durch lautes Sprechen die Erscheinung des Sir Thomas im Nachtgewande herbeizurufen. Ihre Gesichter sind sich ganz nahe; sie kann ganz deutlich die Linien erkennen, die Zeit, Kummer und Leidenschaft in das seinige eingegraben haben, kann klar erkennen, was für eine wilde ehrliche Angst jetzt aus den tiefen grauen Augen schaut.

„Ich — ich weiß nicht", stottert sie und zittert halb aus Furcht vor seiner Heftigkeit, halb angesteckt von seiner Glut der Empfindung.

„Sprechen Sie auch bisweilen die Unwahrheit?" fragt er dringend, und seine Augen wollen das holde Gesicht fast durchbohren. „Zürnen Sie mir nicht, aber ich glaube manchmal, daß Sie es thun."

„Ich? Was meinen Sie?" ruft sie empört, und das heiße Blut strömt heftig in ihre Wangen.

Sein Gesicht hellt sich ein wenig auf. „Vergeben

Sie mir!" sagt er reuevoll. „Ich glaube, meine trüben Erfahrungen haben mich so mißtrauisch gemacht. Weil ein Tag voll Wolken gewesen, vermag ich nicht mehr recht an die Sonne glauben. Aber kommen Sie, mein Geständniß fordert auch von Ihnen Aufrichtigkeit. Haben Sie mir nichts dagegen zu erzählen?"

Scharf ruht sein Blick auf dem in raschem Wechsel bald erglühenden, bald erbleichenden Gesichte. Was in aller Welt soll denn dies Kind zu beichten haben? Jetzt aber ist es Zeit, Esther! Jetzt sage ihm Alles, gestehe Alles über Robert Brandon und laß den Zorn St. Johns über dich ergehen! Welcher Augenblick wäre geeigneter als dieser? Mitternacht ist längst vorbei; heiße Liebe füllt die beiden Herzen und sie sind allein.

Sind sie auch wirklich allein? Ist das nicht eine der Statuen von der Treppengallerie, die jetzt eben zur Thür hereintritt, ernst, kühl, schön, mit dem Lichte in der Hand?

„Miß Craven?" ruft Constanze, denn sie ist es, und erstaunt bleibt sie stehen; ihr glattes Gesicht überfliegt eine Wolke des Mißtrauens. Alles schweigt für einige Augenblicke.

„Es ist sehr Schade, St. John", sagt Miß Blessington endlich und sie sieht dabei aus wie die verkör-

perte empörte Tugend und Sittsamkeit, „daß Sie und Miß Craven eine so höchst ungeeignete Zeit zu Ihren Zusammenkünften wählen; es würde kein gutes Beispiel für die Dienerschaft sein, wenn sie Euch hier fände."

„Die Dienerschaft hat Besseres zu thun als herumzuspioniren", entgegnet St. John, hochroth vor Zorn und durchaus nicht zu friedlicher Auseinandersetzung geneigt.

„Sie irren sich, wenn Sie meinen, ich hätte spioniren wollen", sagt Constanze würdevoll; das kalte blasse Gesicht von dem blonden Haar umflossen sieht so entsetzlich unnahbar aus. „Ich konnte nicht schlafen und wollte mir deshalb ein Buch holen. Bitte, laßt Euch ja nicht in Eurem tête-à-tête stören!" Damit schreitet sie der Thür zu.

„So nicht!" ruft St. John hastig. „Constanze, Sie werden doch nicht so thöricht sein und glauben, dieses Zusammentreffen sei nicht rein zufällig?"

„Ich weiß das ja", entgegnet sie mit spöttischem Lächeln.

„Miß Craven hat ihr Medaillon verloren und —"

„Und natürlich helfen Sie ihr es suchen. Jetzt weiß ich es. Nun gut, ich hoffe, daß Ihr es finden werdet. Gute Nacht!" Und so geht sie und macht die Thür hinter sich zu.

„Was sagt sie? — Was meint sie?“ ruft Esther und ihr Gesicht ist todtenblaß.

„Was kümmert es uns, was sie sagt, was sie meint! Sie ist nicht werth, daß wir nur daran denken“, antwortet St. John empört. „Gehen Sie nur ruhig zu Bett und grübeln Sie nicht darüber nach! Wer macht sich auch etwas aus solchen Reden?“

Aber er sieht dabei aus, als mache er sich viel, sehr viel daraus.

Sechzehntes Kapitel.

Der Sonntag ist gekommen. Die profanen Bücher der Wochentage sind weggeräumt worden, und auf dem Tische in Plas Berwyn liegen die Tractätchen, die Mrs. Brandon und ihre Töchter so eifrig studieren. Die verschossenen Sonntagskleider und der schlecht sitzende Sonntagsfrack werden wieder wie jedes Mal von der Familie Brandon in die Kirche getragen. Auch Jakob Craven ist in der Kirche gewesen und hat, wie das stets seine Liebhaberei war, die Gedenktafeln an den Wänden studiert. Und die kleine Treulose in der Ferne, zu der sich, selbst während des Gottesdienstes, die Gedanken der beiden jungen Männer immer wieder hinwenden, sie sitzt in der großen, gelben Staatskarosse und fährt in Begleitung von Mylady, Sir Thomas und Miß Blessington zur Kirche. Unterwegs

hat Sir Thomas geflucht und gewettert über einen kleinen Schaden, der ihm an einer Hecke aufgefallen ist, so daß die kleine Gesellschaft nicht gerade in der besten Stimmung ist, die göttliche Wahrheit in sich aufzunehmen.

Die Kapelle für die Herrschaft in der Kirche von Felton ist so groß wie eine Stube und hat bequeme Polsterstühle und einen Kamin. Im Winter pocht und schabt Sir Thomas fast den halben Gottesdienst hindurch immer in demselben herum, und wenn er das nicht thun kann, vermißt er diese Beschäftigung schmerzlich. Ein rother, dichter Vorhang verbirgt die Herrschaften den profanen Blicken der Pächtersfrauen und Töchter, die neugierig hinauflugen, um nur einen Blick auf die wogenden Straußfedern von Milady's Hut werfen zu können, und sich glücklich preisen, wenn sie Miß Blessingtons großen goldig glänzenden Chignon und das duftige grüne Hütchen darauf gesehen haben. St. John schiebt gewöhnlich den Vorhang zur Seite, damit er die Gemeinde überblicken kann. Während die Gebete verlesen werden, steht Sir Thomas steif und kerzengerade, das eine Knie auf den Stuhl gestützt; seine borstigen grauen Haare, die überhängenden Augenbrauen und die großen blauen Brillengläser sind der Gegenstand der Furcht und Bewunderung der

kleinen Waisenmädchen, die da unten in einer Reihe sitzen. Constanze kniet auf einem Kissen; in der einen Hand hält sie ein großes Gebetbuch in Elfenbein mit Gold gefaßt, und in der andern ein Riechfläschchen mit reicher Goldkapsel und ein Taschentuch, fein wie Spinnewebe. Sie bekennt eben in ihre helllila Handschuhe hinein, daß sie stets das gethan hat, was sie nicht thun sollte und das unterlassen, was sie hätte thun sollen; dabei macht sie aller zwei Minuten zierliche kleine Verbeugungen mit dem blonden Kopfe und dem ganzen Körper. Milady bekennt ihre Sünde, daß sie immer einschläft, mag es sein, wo es will. Sie wacht auch in der Kirche nur selten auf. St. John kniet gar nicht; er stützt den Ellbogen auf das Knie und den Kopf in die Hand und sieht gerade so jämmerlich aus, wie Männer überhaupt in der Kirche auszusehen pflegen.

Am Nachmittag denkt in Felton keine Seele daran, dem Gottesdienste beizuwohnen. Es ist ein strenges Gebot von Sir Thomas, daß am Sonntag Nachmittag weder Wagen noch Pferde noch Diener benutzt werden dürfen, und die zwei Meilen zu Fuße zu gehen, ist für Mylady ein Ding der Unmöglichkeit, und Constanze ist ganz derselben Ansicht.

Nach dem zweiten Frühstück sitzen die drei Damen

im Garten und haben die entzückende Aussicht vor sich, sich mindestens vier lange Stunden genießen zu können. Ringsum blühen die köstlichsten Herbstblumen, Calceolarien, Geranien, Lobelias und wie diese Lieblinge der Gartenkunst alle heißen mögen. Ueber das duftige Gras herüber schlendert St. John auf die Damen zu. Der elegante Frack schließt sich tadellos an seine schlanke, aber kräftige Gestalt. Esther muß wieder vergleichen, sie kann nicht anders und ist doch deshalb auf sich selbst bitterböse, aber die Vision von Robert Brandons unkleidsamer Sonntagstoilette kommt ihr nicht aus dem Sinn.

„Wißt Ihr, daß ich eigentlich große Lust hätte, nach Radley in die Nachmittagskirche zu gehen? Will mich eine von den Damen begleiten? — Sie, Conny?“ und damit wendet er sich mit einem versöhnenden Lächeln, in der Erinnerung an gestern Nacht, zu Miß Blessington.

„Wie weit ist es denn?“ fragt diese lässig, denn obgleich sie das Gehen haßt, möchte sie doch in jedem Falle das drohende tête-à-tête der Beiden vereiteln.

„Drei bis vier Meilen; vier, glaube ich.“

Sie hebt die schmachtenden blauen Augen staunend zu ihm auf. „Vier Meilen hin und vier zurück!

Sie sind wohl wahnsinnig, St. John? Aus welchem Stoff denken Sie denn, daß wir gemacht sind?"

„Wollen Sie sich dann meiner erbarmen, Miß Craven?" sagt er, sich hastig zu Esther wendend.

Diese zieht ihren kleinen runden Hut tiefer über das feine griechische Näschen und guckt unter dem Rande hervor zu ihm auf mit einer reizenden, scheuen Coquetterie, aber sie schweigt.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, wissen Sie, und ich bin gar zu ungern in meiner eigenen Gesellschaft. Kommen Sie", (und die Stimme hat einen so weichen, beschwörenden Klang) „kommen Sie, es wird auch Ihnen gut thun!"

„Wie können Sie so unvernünftig sprechen, St. John!" ruft Miß Blessington gereizt. „Miß Craven bleibt viel lieber hier in aller Ruhe."

„Möchten Sie das wirklich?" fragt er, sich zu Esther wendend.

„Nein — o — das heißt — ich meine — ich gehe sehr gern mit, wenn — wenn ich darf. Darf ich, Lady Gerard? Ist es Ihnen recht?" Und sie wendet ein lieblich erglühendes Gesicht und glänzende Augen der Dame des Hauses zu.

„Mir, liebes Kind? Mir ist es recht, ich habe gar nichts dagegen", erwidert die fette Mama, indem

sie sich Kühlung zufächelt, „wenn ich nur nicht selbst mitzugehen brauche. Und — nicht wahr, St. John, Du wirst zu rechter Zeit zum Essen wieder da sein, lieber Junge? Du weißt, wie aufgeregt Sir Thomas besonders am Sonntage ist."

Und so wird das Pärchen entlassen.

„Werden wir aber nicht zu spät zum Gottesdienst kommen, wenn wir vier Meilen zu gehen haben?" fragt Esther, als sie flüchtig an der Seite ihres Gefährten dahin schreitet, während Herz und Gewissen in ihr in heftigem Streite liegen.

„Es sind gar nicht vier Meilen, sondern nur drei."

„Sie sagten ja aber zu Miß Blessington, es wären vier Meilen."

„Das habe ich auch gethan; ich entnahm die Extrameile den reichen Schätzen meiner Einbildungskraft."

„Weshalb denn aber?" fragt sie, und ihr Rosengesicht, von dem duftigen weißen Crêpehütchen eingerahmt, wendet sich voll ihm zu.

„Haben Sie einmal gehört, wie die Chinesen einander einladen?" fragt er dagegen und schlägt lachend mit dem zierlichen Regenschirm einigen unglücklichen Farrenkräutern die Spitzen ab. „Es klingt immer

sehr dringlich, aber der Einladende hofft mit Bestimmtheit auf eine abschlägige Antwort. In diesem Sinne war auch meine Aufforderung an Conny gerichtet; aber ich stand tüchtige Angst dabei aus, denn sie schwankte schon; da legte ich noch den kleinen Ausputz der vierten Meile dazu und — sehen Sie?"

Es hat am Morgen geregnet, aber die Wolken haben sich zertheilt, und das goldene Licht überflutet Felsen und Hügel, Wald und Feld. Ueber die blumigen Gefilde herüber weht ein köstlicher Duft, und der lose Wind spielt um die Wangen der rüstig Dahinschreitenden. Esthers Pulse schlagen freudig erregt; um so freudiger sogar, je schwerer die Wolken sind, die an dem tiefblauen Himmel ihres Glückes hangen.

„Wenigstens drei köstliche Stunden werde ich ihn ganz allein für mich haben", sagt sie zu sich selbst; „er wird nur mit mir sprechen, nur mich hören. Ich denke, Bob kann mir das wohl gönnen, besonders wenn ich ein ganzes, langes Leben mit ihm gehen soll. Nur drei Stunden:

Dann komme, was da mag,
Was thut's, wenn ich vergehe?
Ich hatte meinen Tag!"

„Darf ich Ihnen das Gebetbuch tragen?"

„Danke, es ist nicht schwer." (Sie giebt es nicht

aus der Hand, sie denkt an gewisse Worte, die auf dem ersten Blatte stehen.)

„Ich bin wie ein Hündchen, ich muß nun einmal etwas zu tragen haben“, sagt er und mit leichter Mühe nimmt er es ihr ab.

„Esther Craven, von Robert Brandon. Wer ist denn dieser Herr Robert Brandon?“ Die Stimme klingt scharf bei der Frage.

Esther klopft das Herz fast hörbar. Soll sie ihm jetzt, in diesem Augenblick, ohne es sich vorher noch einmal zu überlegen, Alles sagen? Soll sie die Last von Reue und Kummer, die seit vierzehn Tagen auf ihr liegt, abschütteln mit einem kurzen ehrlichen Geständniß? Soll sie mit tapferer Hand die Rosen, die sich ihr bieten, zurückschieben und in die Dornen greifen? Soll sie muthig und edel und nur aus Pflichtgefühl sich von dem Prinzen ihres Feenmärchens wegwenden und wieder in ihre ärmliche Heimat zu dem armen Verehrer zurückkehren? — Soll ich? Soll ich nicht? fragt sie ihr klopfendes Herz.

„Wer ist Robert Brandon?“ wiederholt St. John ärgerlich seine Frage.

In der darauf folgenden Sekunde wird Esthers Schicksal entschieden. Sie verschmäht die Wahrheit und wählt die Lüge. Statt offen zu sagen: „Er ist

mein Verlobter", stottert sie nur unter heißem Erröthen, daß er in dem so und so vielten Infanterieregimente Ihrer Majestät der Königin stehe.

„Ist er ein Verwandter von Ihnen?"

„Ich kenne ihn von Kindheit auf", entgegnet sie ausweichend.

„Ich glaubte, er müsse noch ein sehr grüner Bursche sein, denn die Handschrift ist miserabel; ein paar Schreibstunden dürften ihm durchaus nichts schaden", sagt er spöttisch, indem er Bobs ungewandte Schriftzüge betrachtet.

Esther ist ein Hasenherz; sie schämt sich des armen Liebhabers und ist doch auch wieder böse, daß St. John über ihn spottet.

„Und wahrlich", fährt er ironisch fort, „es war nöthig, auf diesem kostbaren Geschenke seinen Namen zu verewigen. Er hat gewiß kaum fünf Groschen dafür gegeben." Dabei hält er das geschmähte Büchlein verächtlich zwischen Zeigefinger und Daumen seiner elegant behandschuhten Hand.

„Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, als sich über meine Sachen lustig zu machen", ruft Esther heftig und reißt ihm das Buch ans den Fingern, „so geben Sie es mir lieber zurück." Dabei sieht sie aus, als hätte sie große Lust zu weinen.

„Ich bitte um Verzeihung“, entgegnet St. John ernst. „Ich wollte Sie durchaus nicht beleidigen; ich gebe Ihnen die Erlaubniß, eben dasselbe mit meinem Buche zu thun.“ Und er hält ihr sein zierliches feingebundenes Exemplar entgegen. „Aber darf ich mir die Frage erlauben: ist dieser Herr Robert Blandon oder Brandon — oder wie er heißen mag, Ihr Pathe?“

„Nein; weshalb?“

„Nun — weil ich niemals gehört habe, daß Gebetbücher zum Geschenk gemacht wurden als von Pathen oder bei der Hochzeit. Da Sie nun nicht verheirathet sind, so nahm ich den ersten Fall an. Habe ich Recht?“

„Robert ist nicht alt genug, als daß er bei mir hätte Gevatter stehen können“, sagt Essie, indem sie mit einem muthigen Entschluß den Namen wirklich über ihre Lippen bringt; „er ist noch sehr jung; viel jünger als Sie“, fügt sie boshaft hinzu.

„Das kann sehr leicht sein“, entgegnet St. John kalt. „Vor noch nicht allzu vielen Jahren war ich immer der Jüngste in jeder Gesellschaft; jetzt im Gegentheil bin ich, oder ich fühle mich wenigstens so, immer der Aelteste.“

„Alte Leute haben es eigentlich doch am besten“, sagt Esther, die ihre gute Laune wieder gewinnt;

„sie haben sicher viel weniger Sorgen als die jungen. So ist z. B. Sir Thomas gewiß der Glücklichere von Ihnen Beiden."

„Mag sein", entgegnet St. John spöttisch; „die Glückseligkeit eines Mannes beruht auf der Einfachheit seiner Neigungen. Sir Thomas hat zwei ihn beherrschende Leidenschaften — Essen und Zanken. Zur Befriedigung der ersten hat er eine sehr vorzügliche Köchin, und meine Mutter ist stets am Platze, um ihm die Uebung der zweiten zu erleichtern."

„Wir haben wohl Alle unsere beherrschenden Leidenschaften", sagt Esther mit leichtem Lachen, „nur daß wir sie nicht gern eingestehen wollen. Meine sind gebrannte Mandeln. Was für eine Passion haben Sie?"

„In die Kirche zu gehen", erwidert er in derselben leichten Weise, „wie Sie wohl aus der Anstrengung erkannt haben werden, die ich es mich kosten ließ, um heut' Nachmittag hierher zu gelangen."

Die Kirche von Radley steht auf einem Hügel. Die Todten werden hinauf getragen, um begraben zu werden — vielleicht ein gutes Omen für die Bestimmung ihrer Seelen. Die Kirche hat einen kleinen grauen Thurm, ist alterthümlich und nett, und das

Glockengeläute tönt eben feierlich ernst durch die weiche Sommerluft.

Von den ernsten Tönen umrauscht, treten St. John und Esther in das niedrige Gotteshaus. Da giebt es keinen Schließer, sie schlüpfen ungehindert in die ersten besten Plätze, die sie frei finden. Der Prediger ist jung und feurig; er hat die alten, eichenen Sitze wieder neu herstellen lassen, hat mehrere weißgekleidete Knäblein für die Responsorien abgerichtet, und obgleich er bis jetzt bei ihnen kaum etwas mehr als einige verlängerte Stoßseufzer erreicht hat, so ist's doch ein Schritt vorwärts auf dem rechten Wege.

Die Ruhe thut gut nach solcher Bewegung, denkt Essie. Der Südwind hat schelmisch ihr köstliches dunkles Haar zerzaust, hat ihren großen, feuchtglänzenden Augen ein erhöhtes Feuer gegeben und auf die Sammtwangen einen ganzen Topf voll natürlicher Rosenschminke ausgegossen. Sie ist durchaus nicht in der allergrößten Ordnung, sondern tüchtig zerweht und zerzaust, aber dennoch:

„Sie war so reizend anzuschauen,
Die Schönste unter allen Frauen.“

Ja wahrhaftig, wenn Esther ein Verbrechen begangen, und man ihre Schuld klar wie die Sonne bewiesen hätte, vor ihrem süßen Gesichte würden Rich-

ter und Geschworene zu Lügnern werden und sie frei sprechen.

„Gesegnet sei Gott, der die schönen Weiber schuf!“ sagt der Beduine, und St. John spricht im Stillen diesen Segenswunsch nach, während sein großer lila Handschuhfinger auf der einen Seite das Gesangbuch hält und ihr kleiner auf der andern. Es ist nur ein Gesangbuch da, und der junge Mann freut sich darüber. Es liegt etwas sehr Reizendes in diesem Gefühl der Gemeinsamkeit, und wäre es auch nur die Gemeinsamkeit an einem alten zerlesenen Gesangbuche.

„Giebt es nicht vielleicht einen andern Weg, um nach Hause zu gehen?“ fragt Essie, als sie nach Beendigung des Gottesdienstes nebeneinander auf dem hochgelegenen Kirchhofe stehen und hinunter schauen auf die spärliche Pflaumenbaumallee und die leichten Rauchwölkchen, die der Wind über die dunkelgrünen Felder treibt. „Ich gehe ungern denselben Weg wieder zurück, den ich gekommen bin; es zeigt solchen Mangel an Erfindungsgabe.“

„Es giebt wohl noch einen andern Weg“, erwidert St. John, indem er mit der Spitze seines Regenschirmes etwas Moos aus dem alten Gemäuer gräbt, während der Herr Pastor mit seiner Schwester vorübergeht und beide im Weiterschreiten noch einmal die

Köpfe nach den jungen Leuten zurückwenden — natürlich der Pastor nach Esther und das Fräulein nach St. John — so geht's nun einmal immer in der Welt; „aber der Weg ist viel weiter und viel schmutziger als der andere.“

„Schmutz habe ich gern“, sagt Essie lustig, bückt sich und pflückt ein Gänseblümchen von einem Kindergrabe vor ihr; „das ist mein eigentliches Element. Zu Hause gehen wir im Winter bis an die Knie, im Sommer bis an die Knöchel im Schmutz.“

So wird denn der weitere und schmutzigere Weg gewählt. Je weiter je lieber — denken die beiden jungen Leute.

Und sie schreiten das Dorf entlang, an der Schmiede vorüber, und weiter auf dem ungleich gepflasterten Wege. Heute begegnet ihnen kein schwer beladener Wagen, kein Pferdehuf klappert an ihnen vorüber; nur einige wenige sauber gekleidete Bauern und Bäuerinnen gehen nach der alterthümlichen Methodistenkapelle, die hier seit 1789 in all ihrer großartigen Häßlichkeit dasteht, und über deren Thore, das neu angestrichen so braun aussieht wie Pfefferkuchen, die bescheidene Anzeige zu lesen ist: „Hier ist das Himmelsthor.“

„Mir scheint“, sagt St. John plötzlich, indem er

aus einer fast viertelstündigen Träumerei auffährt — „mir scheint der einzige Punkt, in dem die Wirklichkeit mit dem, was man in Romanen liest, übereinstimmt, der zu sein, daß die Leute uns grade im unpassendsten Momente unterbrechen oder stören."

„Was meinen Sie damit?" fragt Effie, die ebenfalls aus tiefem Traume zu erwachen scheint.

„Ich habe niemals", fährt er fort, indem er seinen Hut abnimmt und mit der Hand über den breiten rothen Streifen streicht, den jener auf der Stirne gelassen hat, — „ich habe niemals in meinem Leben irgend Jemand etwas vorlesen können, — es gab nämlich einmal eine Periode in meinem Leben, wo ich sehr gern Gedichte las — vorlas — wem? das mögen Sie selbst errathen — es lag ihr selbst sehr wenig daran, sie hätte nicht Milton von Moore unterscheiden können; — aber wenn ich nun las, so kam so gewiß wie etwas der Diener gerade bei der ergreifendsten Stelle herein und scharrte und kratzte am Kamin, daß Einem dabei Hören und Sehen verging."

Esther lacht.

„Und diese Reflexionen sind das Resultat von —?"

„Von Conny's höchst unzeitigem Erscheinen gestern Nacht", entgegnet er energisch. „Ich möchte fast wet-

ten, daß sie solch eine mitternächtliche Wanderung höchstens einmal in fünf Jahren unternimmt, und nun muß sie uns Beide gerade bei unserm tête-à-tête überraschen! Weshalb konnte sie uns nicht in Frieden lassen? Wir gönnten ihr ja alle möglichen schönen Träume; weshalb störte sie also unser anmuthiges Wachen?"

„Glauben Sie, daß sie uns absichtlich störte?" fragt Essie, und ihre Augen werden ängstlich groß wie die eines erschrockenen Kindes.

Er zuckt die Achseln. „Kann's nicht sagen. Conny ist eigentlich durchaus keine Verschwenderin von mitternächtlichem Lampenöl. War es Zufall, nun — so war er höchst mal à propos, das muß ich gestehen. Sagen Sie mir", sagt er, indem er näher an sie heran tritt und seine ehrlichen fragenden Augen fest auf sie heftet, „vielleicht irre ich mich — es ist ja überhaupt mein Unglück, daß mir das so oft begegnet, — aber mir war es, als ob Sie grade in dem Moment, als jenes unglückselige Licht an der Thüre erschien, mir etwas hätten sagen wollen, etwas was Sie selbst betraf? Ich meinte das in Ihrem Gesichte zu lesen. Habe ich Recht? Ich dächte, ich verdiente eine kleine Belohnung dafür, daß ich um Ihretwillen in der Asche des alten Feuers herumwühlte, das mir einst die Finger so schmerzlich verbrannt hat."

Esther schweigt, aber sie wendet den schlanken Hals mit einer hastigen Bewegung nach der entgegengesetzten Seite.

„Sind Lampenlicht und nächtliche Stunden zu solchen Bekenntnissen unumgänglich nöthig?" fragt er mit fast zärtlichem Flehen in Ton und Blick — „oder können Sie es mir nicht ebenso gut jetzt sagen?"

„Was denn sagen?" fragt sie gereizt und wendet sich heftig zu ihm hin, wie ein kleines böses Hündchen — „soll ich denn durchaus etwas erfinden?"

„Ist es in der That nöthig, daß Sie etwas erfinden?" fragt er, und seine Augen ruhen forschend auf ihrem schönen, unruhigen Gesichte.

Sie reißt ein Bündel Nüsse von der Hecke und fängt an, sie aus ihrer grünen Umhüllung herauszuschälen. „Was soll ich Ihnen denn sagen?" ruft sie verdrießlich, denn der Verdacht steigt in ihr auf, er könne doch wohl von ihrem Verlöbniß gehört haben; „daß ich in einem alten Pachthause lebe zusammen mit meinem Bruder Jakob, und daß wir durchaus nicht reich sind — das wissen Sie schon; etwa daß die Sprache in Wales nichts weniger als melodisch und daß unser Spargel dies Jahr gänzlich mißrathen ist?"

„Es sei ferne von mir, mich in Ihr Vertrauen einzudrängen", entgegnet er kalt.

„Weshalb bestehen Sie denn so eigensinnig darauf, daß ich durchaus etwas zu bekennen haben soll? Welchen Grund haben Sie dafür?“ ruft sie immer gereizter.

„Durchaus keinen, als den, den Sie mir selbst gegeben haben.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Nicht Ihre Worte, aber Ihr Gesicht hat mir das verrathen. Halten Sie mich nicht für unbescheiden. Sie wissen ja, was für einen triftigen Grund zum Mißtrauen ich gehabt habe. Aber sagen Sie mir“, und dabei giebt er sich alle Mühe, einen Blick in ihr erglühendes abgewandtes Gesicht zu thun — „sagen Sie mir nur, ob irgend etwas zwischen Ihnen und — und — jenem Menschen, der Ihnen das Gebetbuch geschenkt hat, besteht?“

Esthers Herz klopft fast hörbar; das dünne Muslinkleid verbirgt kaum das schnelle Pulsiren.

Noch einmal bietet sich ihr die Gelegenheit! Das Schicksal läßt uns nicht ungewarnt versinken. Jetzt ist ihr die Wahl noch einmal freigestellt — ein einfaches Ja oder Nein; Robert oder St. John. Der Mann, dessen Unterhaltung sie langweilt, dessen Gegenwart sie eiskalt läßt und mit dem sie sich doch verlobt hat; oder der Mann, der durchaus nicht besser oder schöner

ist, aber dessen Kommen und Gehen ihr ganzes Sein erbeben läßt, wie die Harfe bebt unter der sie berührenden Hand — unter dessen Blick ihre Augen sich schüchtern und doch wieder so leidenschaftlich senken — der Mann, den sie nach Ablauf dieser Woche nie wieder sehen darf, bis einst der Tod sie vereinigt. Als echtes Weib versucht sie der Alternative zu entgehen.

„Was kann Ihnen daran liegen?" erwidert sie scherzend, aber der Scherz gelingt ihr schlecht.

„Sie haben Recht — durchaus nichts", entgegnet er nun auch ärgerlich, und eine Zeitlang gehen sie schweigend neben einander her.

„Sind Sie mir böse?" fragt Esther endlich mit einem reizenden Lächeln, halb trotzig, halb furchtsam.

„Ich? O nicht im Geringsten", erwidert er mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit, aber mit merklich erhöhter Gesichtsfarbe.

„Sie sehen aber bitterböse aus und haben kein Wörtchen gesprochen die ganze letzte halbe Meile", sagt sie wieder und macht ein Mäulchen wie ein brummiges Kind, sieht aber dabei immer ängstlich nach ihm hin, wie er wohl ihre Keckheit aufnehmen werde.

„Wenn ich keine höflichen Antworten auf höfliche Fragen bekomme, so ist's doch gerathener, ich halte meinen Mund", sagt er, indem er mit hoch ge-

hobenem Kopfe weitergeht und mit seinem Regenschirme wüthend in die armen Heckenrosen hinein schlägt.

„Die Ansichten über Höflichkeit sind verschieden“, erwidert Essie, die nun auch versucht beleidigt einherzustolziren. „Wenn ich nun Sie hätte fragen wollen, wie viel Körbe Sie schon bekommen haben, würden Sie mir darauf geantwortet haben?“

„Ohne Zweifel“, entgegnet er ernsthaft.

„Nun wie viel denn?“ fragt sie und sieht ihn mit reizender unverstellter Neugier an.

„Man muß Fragen stets nach der Reihe beantworten“, erwidert er mit einem leichen Lächeln über ihre Naivetät, aber nicht ohne einen berechtigten Zweifel bei ihrem so sichtlichen Ausweichen. „Beantworten Sie mir meine Frage und ich beantworte die Ihrige sofort.“

Esther wendet sich, streift mit der Hand über die duftige Hecke und reißt dabei ab, was ihr eben zwischen die Finger kommt, durchaus nicht zum Vortheil für ihre hellen Glacéhandschuhe. Seine Angst ist größer als sein verwundeter Stolz.

„Antworten Sie mir, wie Sie wollen“, sagt er, und sein Athem klingt kurz und gepreßt. „Besteht nicht ein Verhältniß zwischen Ihnen und ihm?“

Wieder Schweigen. Nein — ist eine zu gewal-

tige Lüge, und Ja — wird wieder wie eine Kanonenkugel wirken, die sie in einem Momente von St. Johns Seite weg hinaus in die weite traurige Welt schleudert.

„Um Gotteswillen, antworten Sie mir!“ sagt er dringend. Todesangst erfaßt ihn bei ihrem ominösen Schweigen.

Sie hört den Ton des Schmerzes und der Furcht in der geliebten Stimme und zögert nicht länger. Lüge oder nicht, sie wagt den Sprung.

„Nichts!“ sagt sie matt und wird erst todtenbleich, dann glühendroth wie die volle Junirose.

„Weshalb aber wenden Sie Ihr Gesicht von mir ab? Ist es auch wirklich wahr?“ fragt er rasch, durch dies schwache Abläugnen nur halb beruhigt.

„Wahr“, entgegnet sie, als ob sie nur im Stande wäre, das eine Wort zu wiederholen und keines selbst hervorzubringen.

„Weshalb stottern Sie denn aber so und werden so feuerroth, wenn nur sein Name genannt wird?“ fragt er mit eifersüchtigem Drängen.

„Ich lasse mir diese Art von Examen durchaus nicht länger gefallen“, ruft sie aufflammend, während Thränen die dunklen Augen füllen. „Ich habe ihnen eine Frage beantwortet, die Sie nie hätten thun sollen; Sie müssen in der That sehr wenig Beobachtungsgabe

besitzen", fährt sie mit Schärfe fort, „wenn Sie nicht während der drei Wochen meines Hierseins bemerkt haben, daß ich bei der geringsten Gelegenheit erröthe; ich würde ebenso roth werden, wenn Sir Thomas' Name genannt würde oder — oder —"

„Oder der meinige", sagt St. John ironisch; „Sie können das nicht stark genug betheuern."

„Meinetwegen oder der Ihrige", erwidert sie kühn, und tiefes Erglühen bestätigt ihre Worte.

Der Pfad lenkt jetzt vom Hauptwege ab und führt über Wiesen nach dem Park von Felton. Mehrere Barrièren sperren den Uebergang. St. John übersteigt die erste und wartet höflich auf der andern Seite, um Esther darüber zu helfen.

„Nein, nein!" ruft sie eigensinnig, „ich lasse mir nicht helfen. Ich kann allein darüber weg. Gehen Sie nur immer weiter, bitte."

Er gehorcht und geht voran. Sie hält es unter ihrer Würde, ihre Schritte zu beschleunigen, um ihn einzuholen; er wieder will nicht allzu schwach erscheinen, indem er um ihretwillen zögert; so gehen sie denn eine lange Zeit im Gänsemarsch hinter einander her.

Ein Bächlein trennt zwei Wiesengründe, die es bewässert. In den heißen Tagen ist es gewöhnlich sehr seicht, aber die häufigen Gewitterregen der letzten

Wochen haben es gewaltig angeschwellt, und während es sonst aussieht wie ein Silberbändchen, das sich durch das grüne Haar der Wiese schlingt, fließt es jetzt dick, voll und trübe seinen Weg und hemmt der Wanderer Schritte. St. John überspringt es mit einem einzigen Satz.

„Soll ich weiter gehen?" fragt er boshaft von der andern Seite herüber, als er Esther ängstlich und zaghaft vor dem braunen Wasser zu ihren Füßen stehen sieht.

„Ich glaube, Sie haben das vorher gewußt und mich absichtlich hierher gebracht", ruft sie vorwurfsvoll.

„Durchaus nicht", entgegnet er gelassen. „Als ich das letztemal hier war, hatte man eine Planke herübergelegt; aber es scheint, der Strom (dabei zeigt er auf das etwas überschwemmte Ufer) hat sie mit fortgerissen."

„Wie soll ich aber hinüberkommen?" fragt sie trostlos, mit einem Ausdruck kindischer Verzweiflung auf dem reizenden Gesichte.

„Ich trage Sie hinüber", erwidert er und mit einem Sprung ist er wieder an ihrer Seite; „der Bach ist weiter unten weniger breit; da kann ich Sie mit Leichtigkeit hinüber heben."

„Das sollen Sie nun und nimmermehr!“ erwidert die trotzige Schöne und wendet ihm höflich den Rücken.

„Darf ich fragen weshalb nicht?“ fragt er gelassen. „Nachdem ich Sie, wer weiß wie oft, in Felton treppauf, treppab getragen habe, können Sie doch nicht in Sorge sein, daß ich Sie fallen lassen werde?“

„Grade deshalb weil ich Ihnen schon so viel Mühe gemacht habe, muß ich darauf bestehen, daß Sie mich mir selbst überlassen“, entgegnet sie förmlich, mit einem unsaglich komischen Versuch, würdevoll auszusehen, was ihrer lachenden, sonnigen Schönheit so gar nicht gelingen will.

„Wenn Sie einen andern Plan vorschlagen können, um hinüber zu gelangen, werde ich mich glücklich schätzen, Sie dabei zu unterstützen“, sagt er mit mühsam unterdrücktem Lachen.

„Ich springe!“ sagt sie verzweiflungsvoll, den Bach und seine Breite mit prüfendem Blick messend.

„Das können Sie nicht“, ruft er hastig; „Sie werden so gewiß, als ich hier stehe, in's Wasser fallen. Bitte, thun Sie das nicht, es wäre zu albern!“

Das Wort „albern“ wirkt bei Essie wie beim Pferdchen Peitsche und Sporen. Sie läuft etwas zurück, um in bessere Sprungweite zu kommen.

„Trotzkopf!" murmelt Gerard, der mit übereinander geschlagenen Armen stehen bleibt und ihr zusieht.

Weder der vorbereitende Lauf noch der gewaltige Sprung vermag Esther vor dem Schicksal zu retten, welches ihr Eigensinn und die Kleinheit ihrer Füße unvermeidlich machen. Sie springt zu kurz und fällt nach vorn auf das schmutzige Ufer; ihre hellen Handschuhe wühlen sich krampfhaft in den Schlamm hinein, und ihre Füße spielen munter wie die Fischlein im Wasser.

Er ist im Momente an ihrer Seite, hebt sie sanft empor und stellt sie auf die Wiese, ohne nur daran zu denken, wie wenig zuträglich diese Berührung seinem eleganten Anzuge ist.

„Wie einfältig bin ich gewesen!" ruft sie heftig und wirft sich glühend vor Scham in's Gras.

St. John hält es für unhöflich, ihr darin zu widersprechen, deshalb schweigt er.

„Weshalb lachen Sie mich nicht aus? Warum verhöhnen Sie mich nicht?" fährt sie leidenschaftlich fort. „Weshalb sagen Sie mir nicht, wie Sie sich darüber freuen und wie sehr ich es verdient habe? Ich sehe es Ihnen ja doch an, daß Sie das gern thun möchten. Alles ist besser, als daß Sie hier stehen wie ein Stock oder ein Stein!"

„Wie ich stehe oder aussehe, ist jetzt durchaus

nicht von Belang", sagt er kühl. „Ich dächte, die wichtigere Frage wäre doch wohl die: wie sollen Sie nach Hause kommen?"

„Ich gehe so wie ich bin", ruft sie aufspringend; „das soll die gerechte Strafe für meine Dummheit sein, und Sie sollen vorausgehen. Sie sollen nicht die Schande haben, mit solch einer Vogelscheuche zusammen gesehen zu werden."

„Das ist sehr wahrscheinlich, das ich das thue, nicht wahr?" entgegnet er gutmüthig lachend. „Nein, ich habe einen bessern Vorschlag zu machen. Eben fällt mir ein, daß ganz hier in der Nähe eine alte Dienerin unsres Hauses wohnt, ihr Häuschen kann kaum zwei Feldlängen von hier sein. Wenn Sie bis dahin gehen können, so trocknet sie Ihnen Ihre Sachen in einer Minute."

Das Unglück hat Esther geschmeidig gemacht, sie hängt ihr Köpfchen und giebt nach. Ihr Kleid, aus dem jede Steifheit gewichen, hängt feucht wie ein Nixengewand um ihre Glieder, und ihre nassen Röcke schlagen bei jedem Schritt an ihre Füße und werden schwerer und schwerer.

„Sie werden es wohl nun satt bekommen haben, mich mit in's Freie zu führen", sagt sie bitter.

„Sie wenigstens haben nun wohl genug vom

Springen über Bäche", erwidert er trocken. Und schweigend gehen sie weiter, bis sie ein kleines weißes Häuschen erreicht haben, das mit seinem kleinen Kartoffelfelde und seinem duftigen Stückchen Blumengarten, der voll Nelken und Rosen prangt, wie eine Oase aussieht inmitten des gleichförmig grünen Wiesengrundes.

St. John klopft an die halb offene Thüre und steckt den Kopf hinein. „Sind Sie zu Hause, Mrs. Brown? Und wie geht's?" sagt er in seiner freundlichen Weise und mit jener Stimme, die ihm alle Herzen der Unterthanen seines Vaters gewinnt, die im Stillen längst schon ihm die Zügel der Regierung wünschen.

„Ganz wohl, danke, Mr. St. John; hoffentlich geht's Ihnen auch so", entgegnet die Angeredete und tritt in die Thüre mit einem freundlichen frischen Gesichte, zu dem die riesige Wittwenhaube seltsam genug paßt; „es ist lange her, seit ich Sie gesehen habe."

„So ist's auch, Mrs. Brown; aber Sie sehen, ich war auf der Rebhühnerjagd."

„Und Sir Thomas? Er ist doch wohl auf, gnädiger Herr?"

„Ja, danke."

„Und die gnädige Frau Mama ist doch bei guter Gesundheit?"

„Gewiß, danke schön."

„Und Miß Bl — — —"

„Ja, danke", unterbricht jetzt St. John ungeduldig die theilnehmenden Fragen. „Sehen Sie, Mrs. Brown, diese junge Dame hat Unglück gehabt, sie ist in's Wasser gefallen. Glauben Sie, daß sie sich an Ihrem Feuer trocknen kann?"

„Aber Fräulein, — ach du liebe Zeit — Sie sind aber schmutzig!" ruft die gute Frau und geht um Esther herum, die unterdessen fröstelnd und zähneklappernd hinter St. John gestanden hat. „Sie haben ja keinen trockenen Faden an sich! Sie sind ja eine ganze große Pfütze! Bitte, treten Sie ein!"

Mrs. Brown zieht sich mit Essie in die innern Gemächer zurück, um die nassen Kleidungsstücke gegen trockne aus ihrer eigenen Garderobe umzutauschen.

St. John verweilt unterdessen im Vorzimmer, besieht sich die Uhr, nimmt die Tassen von der Kommode, liest die Aufschriften: „Dem guten Knaben", „Zum Andenken" u. s. w. unter reicher Vergoldung, neckt die schläfrige Katze, zählt die Speckseiten, die im Rauchfang hängen, geht an die Thüre und sieht den Bienen zu, wie sie aus ihrer strohernen Behausung hinaus

und wieder zurück fliegen, und während er noch so dasteht und leise vor sich hinpfeift, tritt Jemand hinter ihm in die Stube. Er wendet sich um und sieht Esther in ihrer Verwandlung. Zur großen Verwunderung der ehrlichen Mutter Brown hat Essie sich geweigert, das schlecht gemachte Sonntagskleid der guten Frau anzuziehen, sondern hat statt dessen einen kurzen, dunklen Unterrock und eine lila Kattunbluse gewählt, die sie ihrer schlanken Gestalt anmuthig anzupassen versteht. Ihr Hütchen hat zwar von der Taufe nicht gelitten, aber sie hat es jetzt abgenommen, damit die Harmonie in ihrem ländlichen Kostüm nicht gestört werde.

St. John betrachtet sie schweigend von Kopf bis zu den Füßen.

„Steht mir das gut?“ fragt sie endlich. „Warum sagen Sie gar nichts?“

„Ich bin seither so oft übel angekommen mit meinen Bemerkungen“, entgegnet er, „daß ich mich fürchte, überhaupt noch welche zu machen.“

„Sie brauchen durchaus nicht in Sorge zu sein, mich zu beleidigen, wenn Sie sagen, daß mir der Anzug nicht steht“, versetzt sie ernsthaft, — „ganz im Gegentheil. Ich meine nur“, fährt sie fast verdrossen fort, „daß er mir zu gut steht, als ob ich nie einen

andern Anzug tragen sollte. Miß Blessington würde in solchem Kostüme geradezu undenkbar sein."

St. John bricht in helles Gelächter aus. „Die Göttin in der Nachtjacke! Diana von Ephesus in einem Unterrocke! S' ist zum Todtlachen!"

Esther wendet sich beleidigt ab.

Das Reinigen ihrer Gewänder dauert ziemlich lange. Mrs. Brown geht in die Küche, holt das Waschfaß, streift ihre Aermel in die Höhe und fängt an mit viel heißem Wasser und Seife, mit tüchtigem Reiben und Sprützen, Ausringen und Aufhängen den Schaden zu verbessern. Endlich glühen die Plattstähle, die getrockneten Sachen werden geglättet, und erst als es schon anfängt zu dämmern, ist St. John mit seiner nun wieder trocknen und reinlichen Gefährtin unterwegs. Schon haben sich einige Sterne herausgewagt und leuchten schweigend auf das Pärchen nieder. Munter murmelt der Bach an ihrer Seite; der große, tiefe Fluß rauscht in der Ferne. Schweigend gehen sie vorwärts. Ihre kleinen Füßchen gleiten geräuschlos über das weiche Gras; der Wind weht die Bänder ihres Hutes immer wieder mit sanfter Liebkosung an seine Wange. Er hat ihre kleine Hand gefaßt, als er ihr über eine Barrière half, (denn ihr Widerstand ist gebrochen) und hat sie in der seinen

behalten, ohne es recht zu wissen. So Hand in Hand schlendern sie durch die reiche Landschaft. Es dunkelt zwar, doch ist es noch hell genug, daß sie den Glanz ihrer Augen sehen können, die immer und immer wieder sich ineinander versenken. Ein seliges Entzücken durchströmt die jungen, glühenden Herzen. Wie arm ist in solchen Momenten die Sprache! Als sie einen Laubgang hinuntergehen, dessen geheimnißvolles Dunkel sie schon an völlige Nacht glauben läßt, stolpert Esthers Fuß über einen Stein. Im selben Augenblicke liegt sie in seinen Armen, von seinen Küssen bedeckt.

„Esther, willst Du mich heirathen?" fragt er leidenschaftlich flüsternd, indem er ganz und gar vergißt seinen Antrag in zierliche Worte zu fassen und nur das sagt, was sein Herz ihm dictirt.

Keine Antwort. Ihre Empfindungen sind zu gewaltig, um in Worte gefaßt werden zu können. Selbst in diesem Momente der höchsten Erdenseligkeit, der ihre kühnsten Träume wahr macht, schiebt sich der Gedanke an Robert und seine Verzweiflung wie eine dunkle Wolke zwischen sie und ihr Glück.

„Du willst nicht?" ruft St. John, der ihr Schweigen mißdeutet, und in seiner Stimme bebt Zorn, Staunen und Schmerz.

Noch immer keine Antwort.

„Wenn Sie mich die ganze Zeit hindurch zum Narren gehalten haben, so könnten Sie doch wenigstens so gut sein und mir das sagen“, sagt er mit einem so eiskalten Tone, daß alle Schüchternheit, alle Gewissensbisse in echt weiblicher Furcht bei Esther untergehen.

„O, schelten Sie mich nicht eher, als bis ich es verdiene“, sagt sie mit mattem Lächeln. „Ich will Sie hei — —“

Sie vollendet den Satz an seiner Brust. Vollkommenes Glück währt nie länger als zwei Sekunden in dieser Welt; nach Verlauf dieser Frist kehren auch St. John's Zweifel wieder zurück. Er hält sie ein wenig von sich ab, um ihr freie Bewegung zu gestatten. „Esther“, sagt er dann, „ich glaube beinahe, daß Du nur aus Angst „Ja“ gesagt hast; Du dachtest, ich würde Dich schelten, und ich weiß, Du würdest wer weiß was thun, nur um dem zu entgehen; Du hast es nicht aus vollem, freudigem Herzen gesagt. Ich weiß, Du kennst mich erst seit drei Wochen, und daß ich nicht allzu liebenswerth in Frauenaugen erscheine, das weiß ich auch, und daß ich mich im eigenen Hause immer noch unliebenswürdiger zeige — ist mir auch nur zu gut bekannt; es wäre also kein Wunder,

wenn Du mich nicht leiden könntest. Alles was ich nun von Dir erbitte, ist die Wahrheit: sage mir, ob Du mich liebst oder nicht!"

„Ich habe Sie lieb."

„Liebhaben ist ein so bequemes Wort", sagt er, die Augenbrauen runzelnd. „Du hast wahrscheinlich auch Mrs. Brown lieb, weil sie Dir Dein Kleid gewaschen hat?"

„Ich habe Sie doch etwas lieber als Mrs. Brown."

„Daran habe ich noch nicht gezweifelt", entgegnet er lachend; „wahrscheinlich hast Du mich auch etwas lieber als Sir Thomas, als meine Mutter, vielleicht auch als Constanze; aber solch ein Liebhaben, Esther, das will ich nicht. Ich muß der Erste sein oder ich will gar Nichts. Bin ich der Erste?"

„Nein, das sind Sie nicht", erwidert sie fest.

„Nicht?" wiederholt er mit heiserer Stimme. „Und wer — wer ist es denn, wenn ich fragen darf?"

„Jakob, mein Bruder, er ist und bleibt immer der Erste in meinem Herzen!"

„Ach so!" ruft Gerard lachend und sieht so glückselig erleichtert aus. „Wie Du mich erschreckt hast, böses Kind! Ich glaube, Du thatst das absichtlich. Aber nicht wahr, nach ihm komme ich?"

„Ja."

„Noch vor — wie heißt der Mensch, der die wundervolle Handschrift schreibt? — vor dem Brandon?"

„Weshalb quälen Sie mich immer mit ihm?" ruft sie ärgerlich und wendet sich ab.

„Und weshalb bist Du immer so gereizt in diesem Punkte?" entgegnet St. John mißtrauisch.

„Es ist langweilig, wenn man immer dasselbe hören muß", sagt sie kalt. „Glauben Sie mir oder nicht, ganz nach Belieben, aber, bitte, ersparen Sie mir diese ewigen nutzlosen Wiederholungen!"

„Ich bitte um Verzeihung", sagt er, während sein Gesicht sich aufklärt und sein Arm sich leise um ihre zarte Gestalt legt. „Ich will ihn gewiß nicht wieder ausgraben, so lange ich Leben und Athem habe. Friede seiner Asche! O Liebste", fährt er fort, und seine Stimme bebt vor tief innerer Bewegung, „ich bin so wenig daran gewöhnt, meine Wünsche erfüllt zu sehen, daß ich nur schwer daran glauben kann. Sag' mir, Mädchen, wache ich denn wirklich? O, Esther, ist's wirklich wahr? Kannst Du mich lieben? Ach, so Wenige thun das! Kaum eine Seele in der Welt, vielleicht nur meine gute alte Mutter. Das Mädchen, von der ich Dir gestern erzählte, sie lag auch in meinen Armen und duldete meine Küsse wie Du auch; sie küßte mich

wieder, was Du nicht thust; ich blickte in ihre Augen, und sie schienen mir wahr wie die Wahrheit selbst, und doch — doch — belog sie mich während der ganzen Zeit: schon meine Berührung muß ihr verhaßt gewesen sein, wie sie es auch Dir vielleicht ist, wie?"

„Weshalb kommen Sie immer wieder auf diese — Person zurück?" sagt Esther und hebt ihre großen eifersüchtigen Augen und die süßen rothen Lippen zu ihm auf. „Mir scheint es, als ob ich nur so eine Art von Ableiter werden soll. Hätten Sie wirklich aufgehört sie zu lieben, so würden Sie nicht ewig auf sie zurückkommen und alle Menschen nach ihrer Handlungsweise beurtheilen."

„Ich habe ihr vollständig vergeben", antwortet er großmüthig, indem er das reizende Geschöpf an sein Herz drückt.

Da ist's wohl leicht, großmüthig zu vergeben. „Ich vergebe ihr nicht nur", fährt er fort, „sondern ich rufe jeden Segen auf ihr Haupt herab. Um die Wahrheit zu gestehen, ich vergab ihr schon voriges Jahr, als ich sie bei der Station Brainton wiedersah. Sie war furchtbar dick geworden, hatte eine rothe Nase, schielende Kinder, da gab ich mich denn zufrieden."

Und noch während er so spricht, drückt er seine Lippen auf die Blüthe ihres süßen rothen Mundes;

aber sie, an ihren eigenen Verrath bitter gemahnt, entzieht sich ihm.

„Lassen Sie uns eilen“, sagt sie, während ein leichter Schauder sie durchfröstelt, „lassen Sie uns nach Hause gehen. Wir werden ohnehin bei Sir Thomas in die tiefste Ungnade gefallen sein. Was wird er dazu sagen?“

„O, ich weiß schon ganz genau, was mein gütiger Papa über unseren heutigen Kirchgang sagen wird“, sagt St. John lustig. „Er wird mit seiner gewohnten liebenswürdigen Offenheit uns sagen, daß, wenn wir seine Meinung wissen wollen, er uns für ein paar Narren hält, die nach alten Kirchen laufen und sich dort etwas vorsalbadern und vorquiken lassen u. s. w., daß wir uns der Hausordnung zu fügen hätten oder — — u. s. w.“

„Sagt er denn stets dasselbe?“ fragt Esther lächelnd.

„Stets. Ein langjähriges und eingehendes Studium seines Charakters hat mich befähigt, ziemlich genau den Wortlaut seiner Ansichten über irgend einen Gegenstand vorher sagen zu können, Esther.“

„Woher wissen Sie nur eigentlich, daß ich Esther heiße?“ fragt sie naiv. „Es nennt mich doch hier Niemand so.“

„Hast Du das Blatt im Gebetbuche vergessen von — ? Doch still! Beinahe hätte ich den verbotenen Namen ausgesprochen!“

Sein Lächeln findet aber keinen Widerschein auf Esthers Gesicht.

„Ich hörte von Esther Craven so oft schon sprechen, meine Eltern erwähnten Dich so oft“, fährt er fort. „Lange bevor Du zu uns kamst, habe ich immer darüber nachgedacht, wie Du wohl aussehen möchtest, wie „Esther“ Craven mir gefallen würde; und erst als Du in propria persona erschienst, da gelangtest Du zu der Würde von „Miß Craven.“

„Mir ist der Name Esther verhaßt“, sagt sie kläglich, mit niedergeschlagenen Augen; „ich denke immer, ich bin in Ungnade gefallen, wenn man mich so ruft. Jakob nennt mich nur Esther, wenn er böse auf mich ist. Nennen Sie mich auch lieber Essie, bitte.“

„Essie, also!“

„Nun?“

„Ich halte es für meine Pflicht“, sagt er und umfaßt, o wie viel kühner, als es je der arme Brandon gewagt, die schlanke Mädchengestalt neben ihm, „ich halte es für meine Pflicht, Dich darauf aufmerksam zu machen, daß ich später wahrscheinlich ebenso werde wie Sir Thomas; ich soll ihm ja jetzt schon ähnlich sein. Ich

sehe das zwar bis jetzt noch nicht selbst, aber sage mir, auch wenn es geschehen sollte, wirst Du mich selbst dann noch lieb behalten?“

„Selbst dann noch.“

„Wenn ich auf die Diener schimpfe, wenn ich wegen einer versalzenen Speise den ganzen Abend wüthend bin, wenn Du mit mir stundenlang Puff spielen und Dich immer schlagen lassen mußt? Wirst Du auch das ertragen?“

„Auch das.“

Beide lachen; aber in Esthers Lachen ist ein herber Klang, und sie wundert sich, daß er das nicht hört.

Als sie sich dem Hause nähern, sehen sie die Lichter durch die dunkelrothen Gardinen des Speisesaals schimmern. Esther beschleunigt fast unwillkürlich ihre Schritte.

„Weshalb eilst Du so?“ fragt er, und seine Augen ruhen voll leidenschaftlicher Innigkeit auf ihrem süßen Gesichte, dem das weiße Sternenlicht einen bleichen, melancholischen Ausdruck verleiht. „Wer weiß, wir können morgen schon todt sein! Heute noch sind wir reich wie die Götter! Warum die Zeit uns verkürzen? Für Dich scheint dieser Spaziergang nicht von der-

selben Bedeutung gewesen zu sein wie für mich, sonst eiltest Du nicht so, ihn zu beenden."

„Wer weiß!" seufzt sie, wie halb abwesend.

Er hat eine andere Erwiederung erwartet und sieht sehr enttäuscht aus.

„Dafür giebt es eben nur eine Erklärung", sagt er ärgerlich.

„Wenn Sie wüßten —", hebt Esther an, mit der halben Absicht, ihm, wenn auch spät, doch ein Geständniß abzulegen.

„Wenn Du mir etwas Unangenehmes sagen willst", ruft er und legt ihr die Hand auf den Mund, „so halte ein! Sage es mir morgen oder übermorgen, aber nicht jetzt — nein, nicht heute! Gönne mir wenigstens diesen einen Tag meines Lebens, auf den ich zurückblicken und sagen darf: er war einzig schön!"

Sie schweigt.

„Und dennoch", fährt er fort, dadurch beängstigt, „wäre es vielleicht besser, ich hörte noch das Ende Deiner Rede. Wenn ich wüßte — was? — wie wenig im Grunde Du Dir aus mir machst?"

„Du irrst Dich", erwidert sie leidenschaftlich. „Ich liebe Dich so sehr, so unaussprechlich, daß ich mir selbst verhaßt geworden bin!" Und als sie diesen

Orakelspruch gethan, hebt sie sich auf den Zehen zu ihm empor, hält zwei brennend heiße, schüchtern verlangende Lippen ihm entgegen und küßt ihn freiwillig. Dann, über ihre eigene Keckheit entsetzt, von holder Scham übergossen, reißt sie sich aus seinen Armen los, als er sie in süßester Ueberraschung fest an sein Herz preßt, und entflieht mit wahnsinniger Hast in das Haus.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Broughton, Rhoda,

Esther <Red as a rose is she>. Roman von Rhoda Broughton. Aus dem Englischen von Julie Dohmke

Bd.: 1

Leipzig 1875